Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Fünfundfunfzigster Band.

Die Schwägerinnen. Dritter Band.

Hannover, 1843.
Im Verlage der Hahnschen Hof-Buchhandlung.

Historische Karte

Die Schwägerinnen.

Die Schwestern.

Wenn man annehmen darf, daß die Freundschaft durch ein verjährtes Zusammenleben tausendmal eher aufgehoben als befestiget wird — so wie durch lange Trennung verinniget — so spricht die Erfahrung dafür und den Beweis an, Verstand, Einsicht, Wissenschaft, Dankbarkeit, Lebenssinn, Erinnerung — könnten zwar als eine feste Grundlage freundschaftlicher Verhältnisse angesehen werden, doch nicht unerschütterlich gegen die Gewalt der Zeit und Umstände. Die einzige Basis des Bestands ist ein tiefes Gemüth voll göttlicher Kraft der Liebe!

Allmählich hatte Romana sich seinem unglücklichen Freunde entfremdet, und es war so unmerklich geschehen, daß ihre Seelen sich wie aus weiter Ferne kaum mehr verstanden, als ihr äußerer Verkehr, besonders von Seiten des Forstmeisters — noch ganz derselbe schien. In dem Grade, als der Graf sich in sich selbst zurückgezogen, war ihm auch das Nächste, sein Kind ausgenommen — gleichgültig geworden. Er vermißte Romana nicht, er suchte ihn nie auf. Tage lang saß er allein, und flüsterte so anhaltend, daß die Bedienten oft lange warten mußten, ehe sie ihn unterbrechen durften. Des Abends klagte er sich matt von der fortwährenden Unterhaltung. Da sahen seine Leute sich an und es grauete ihnen; denn Niemand war bei ihm gewesen, als sein Dämon.

Daß er gestörten Geistes sei, war, wenn auch ein bewahrtes Geheimniß der Achtung, doch Jedem klar.

Einst an einem milden Herbsttage fand ihn Romana im Garten seltsam beschäftiget. Er band die Blätter einer Espe mit grüner Seide an die Zweige fest, der Knäuel, dessen Faden eine rothe Wunde in seine Finger eingeschnitten, lag im falben Grase und glänzte in der Sonne.

„Gott grüße Dich, lieber Frankenstern!“ sagte Jener, „was machst Du denn da?“

Der Graf lächelte und sprach: „Ei! ich binde mir die Blätter ein wenig fest, dies Zittern ängstet mich, so oft ich es sehe. Ich weiß, wie einem zu Muthe ist, der vor jedem Lüftchen bebt; die Furcht ist das entsetzlichste Gefühl.“ Und indem er emsig in seinem unheimlichen Treiben fortfuhr, setzte er hinzu: „Dann — Dir will ich es wohl sagen, Romana, wenn der Wind nun rauher weht, und die Blätter fallen, und liegen fahl und still an der kalten Erde, wie aufgehäufte Leichen — manche haben ordentlich Physiognomie —“ Der Forstmeister sah voll Mitleid in die seines Freundes. „Den Schmerz der Natur,“ sagte er mit dem tiefsten, „wollen wir ihrem Schöpfer überlassen. Dieser Faden, Du Armer, schneidet mir in die Seele. Hast Du nie den Frühling gesehen, das Bild der Auferstehung? Wer bindet denn da die Kränze von Laub und Blumen, welche Himmel und Erde umschlingen? —“ Er umschlang den Freund, und weinte vor großer Rührung.

So wurde es immer finsterer um den Grafen, nur in dem hellen Blick seines Töchterchens ging ihm zuweilen ein Strahl von Freude, das Licht des Lebens auf. Er hing mit unendlicher Liebe an dem Kinde, und diese zärtliche Empfindung wurde nur durch das Andenken an die verstor-

bene Frau getheilt. — Die kleine Albane, obwohl ohne alle Erziehung, entwickelte sich zart und schön. Die Natur war ihre Gouvernante, und welche Bonne bildet so gut als sie? — Ihre Sprache hatte den reinen Klang des Gefühls, ihr Gang war ein leichtes Schweben über gemeinen Boden, und jenen angeborenen Adel der Sitten hätte weder die Stiftshofmeisterin eines Fräuleins-Instituts heben, noch die gutmüthige Plumpheit der Amme unterdrücken können. —

Die Amme, welche mit roher Treue um ihren Pflegling sorgte und waltete, sprach oft von seiner künftigen Bestimmung, dem Kloster; aber die Farben, womit sie die Zukunft malte, waren eine Reibung für das junge Herz, und es mischte sich in ihnen religiöse Ehrfurcht mit dem Schein von Hoffnung, Albane werde hinsichtlich ihres wahren Glückes zu täuschen sein. Sie staffirte die Zelle mit Gold aus, und bekleidete die kleine Gräfin mit den Würden einer Aebtissin. Aber es giebt nur ein Bedürfniß, ein Talent, welches die Einsamkeit vorzugsweise weckt, das Verlangen und die Fähigkeit zu lieben. Während die Amme wähnte, sie baue möglicher Abneigung vor, ward Albanen der Gedanke an das Kloster verhaßt, und der Instinct ihres Geschlechts stellte eine Widersetzlichkeit dagegen auf. Dem Grafen war es zwar unumstößlich gewiß, daß seine Tochter Profeß thun müsse —; doch den Zeitpunct dazu glaubte er hinausschieben zu dürfen, wie weit? dies wußte er selbst nicht, und es dämmerte ihm vor den Augen.

„Wie könnte ich Dich nur verlassen, mein Vater?“ fragte Albane ihn in bangen Stunden der Anfechtung, und ihr Vater fühlte dann selbst die Unmöglichkeit, seinen einzigen Trost in ihr entbehren zu können. Mehr als diese Frage erlaubte sich jedoch die junge Gräfin nicht, um an

ihrem Ziel zu rücken; denn als sie einst den Versuch gewagt ihrem Vater recht kindlich zu sagen, daß sie doch lieber den Brautkranz wie den Schleier trüge, wenn sich nämlich ein Mann für sie fände, der sie nicht von ihm und ihrer Pflicht trennte — war der Graf in einen fürchterlichen Zustand gerathen. „Soll ich auch des Todes sterben, wie Deine Mutter?“ hatte er ihr rollenden Auges entgegnet. „Es war mein Wunsch wie der Deine, armes Wesen, Du möchtest glücklich werden; aber ich bin nur elend deßhalb geworden. Möchte wohl ein Vater sein Kind zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilen, wenn es nicht die Rettung des Lebens gälte? — Aber es giebt einen Schlüssel zur Freiheit — —“

Geistig Gestörte sind wie Inspirirte zu betrachten. „Der Schlüssel zum höheren Leben ist die Liebe!“ und Albane trug ihn in stiller Brust. —

Wie durch ein stillschweigend Uebereinkommen der Grundsätze beider Väter waren ihre Kinder fast gar nicht zusammen gekommen. Auch war Sylvius ziemlich voraus; doch die Natur hob durch ihre höchste Kraft diesen Unterschied auf, und lernte die beiden jungen Leute, wie fremd und fern von einander gehalten, sich innigst finden. — Jener Arzt, der die Gräfin operirt hatte, war dem herrschaftlichen Hause von Bonna verpflichtet geblieben, und weil er sich vorwurfsvoll beimaß, durch Uebereilung an dem Tode einer der trefflichsten Frauen, die er je gekannt, Schuld zu sein, nahm er die Gesundheit ihrer Tochter mit vergütender Sorgfalt und um so gewissenhafter in Acht. — Und wie das, was wir bewahren, wäre es auch fremdes Eigenthum, allmählich eigenen Werth für uns gewinnt, so war das Glück nicht minder als das Leben der Comtesse ihm theuer geworden. Er

bedauerte, daß ein so schönes Kind dem Kloster bestimmt sein solle. Mit leiser Geschäftigkeit tastete er an diesem Entschluß herum. Albane hütete sich indeß wohl, ihm ihr jungfräuliches Herz zu öffnen — und der Graf zeigte bei dem behutsamsten Versuch, ob er hierin wankend zu machen wäre, sich so erschüttert, daß der Arzt, gegen dessen persönliches Annähern er eine innerste ahnungsvolle Abneigung zu empfinden schien — es nicht wagen durfte, stärker in ihn zu dringen. So begnügte er sich, dem armen Opfer noch einigen Genuß des Daseins zu wünschen, ehe es seine düstere Bestimmung erreiche. Er konnte nicht begreifen, wie die junge Gräfin es so ganz ohne allen Umgang aushalten könne, und erwähnte zugleich, wie dies bei dem Sohne des Forstmeisters, einem vielversprechenden Jüngling, der nämliche Fall sei, so daß Albane ein sinnverwandtes Wesen in Sylvius ahnete. Im Hause Romana's hingegen sprach der Arzt mit Begeisterung von der Tochter des Grafen, bejammerte ihr Loos jetzt und künftig — rührte und regte ein Herz für die himmlische Schönheit, für das schuldlose Unglück dieses Mädchens an — ein Herz, dessen heiße Sehnsucht ein langes stilles Glühen für ein verhangenes Bild gewesen war, das sein Idol nun gefunden zu haben glaubte, und heftig aufflammte. — So war der Arzt, indem er hastig hin und her fuhr, wie der Wind, hier ein Wort verstreuete, dort eines, gleich dem Träger des Samens, aus dem die Blume der Liebe erwuchs. Und wie in der Welt jedes Verhältniß, auch das tiefste, sich verflacht, so wird in der Einsamkeit auch das oberflächlichste bedeutend. — Nicht leicht wird ein Mädchen dieses Ranges einsamer erwachsen, als Albane. Ach! sie war wohl schlimmer daran, als eine Waise. Die Mutter lag in tiefer Ruhe, und das Geheim-

niß manch schwerer Sorge war mit ihr versenkt; der Vater, Herr eines beinahe fürstlichen Besitzthums, war ein armer verstörter Mann, mit dem der geplagteste seiner Unterthanen nicht hätte tauschen mögen. — Seine Tochter hing mit kindlicher Seele an ihm, und hielt so nur allein seine zerrissenen Gedanken in einem gewissen Zusammenhange. Sie fand sich mit jener Sicherheit, die ein Gott uns lehrt, in seinem zerrütteten Geiste zurecht, wie dunkel die Spur auch gewesen wäre. Wenn Albane ihren Vater ansah, so oft er wirre Worte redete und die Begriffe durch einander warf, so drang mit diesem Blick ein mildes Licht in sein Inneres, und er erkannte sich selbst wieder und sein Kind. Ihre liebe, sanfte Stimme, vom innigsten Bezug, war wie der Laut eines Glöckleins, das den Verirrten auf den rechten Weg ruft. Wenn der Graf seine Beamten vor sich ließ, und Geschäfte von Wichtigkeit zu besprechen waren, so stand die Comtesse daneben, und hielt wie mit einem leisen Faden die Gedanken im Zuge; verwickelte er sich auch einmal in einen Widerspruch, so wußte Albane ihn leicht zu lösen. Die Bewunderung, mit der jene Männer zu ihr aufschauten, erlaubte ihnen nicht, einen Blick des Mitleids zu wechseln. O heilige Liebe! Du bist jener wunderbare Hauch der Allmacht, der den Funken des Geistes nicht verglühen läßt in todter, wüster Asche. Darum ist es unser laienhaftes Urtheil, daß Kranke dieser Art unter der verschwiegenen, liebevollen Pflege der Ihrigen am besten aufgehoben sind. Verstand und Kunst stützen zwar die Pfeiler, auf denen das Gleichgewicht der Seele ruht, können aber gänzlicher Zerstörung nicht immer vorbeugen. Die Liebe in ihrem umfassendsten Sinne ersteigt nicht allein Mauern, sie wirft auch deren auf gegen solchen Verfall.

Doch nichtsdestoweniger war dem armen Kinde das Herz unsäglich schwer. Albane hatte keinen Trost als sich selbst, und daß sie sich nicht selbst genüge, ward ihr klar in Thränen, die sie heiß und heimlich weinte. — Wenn der Graf schlief, und er schlummerte oftmals des Tages über ein, weil er sich des Nachts gegen die Wohlthat der Ruhe sträubte, aus Furcht, in Bewußtlosigkeit zu versinken — so lauschte Albane, wie tief und stöhnend er athme. Ihr Blick hing bewölkt an seinem grauenden Haar, an der gealterten zusammengesunkenen Gestalt — und ihr Gefühl hatte keine Stütze. Albane durfte nur an seiner Seite sitzen und den weichen Wedel von Pfauenfedern schwingen, daß die summende Fliege ihren Vater nicht beläftige, so sanken vor den Augen des Argus die seinen zu, und einschläfernde Regenbogenkreise zogen seine wache Seele in ein träumendes Vergessen. —

Niemals kamen Gäste in das Schloß zu Bonna, niemals! Auf der breiten steinernen Brücke, die zu seinen Thoren führte, wuchs Gras, als hätte ein altgläubiger Fluch es hervorgerufen. Die Zimmer waren pomphaft, doch leer und öde, nur die Zeit wohnte darin, und nützte den Glanz der Möbeln nicht mehr ab, wie eine ruhige alte Frau von leisem Schritt und Wesen. Losgesprochen von jeder andern Aufgabe als der, zu leiden, fand die junge Gräfin nie und nirgend etwas zu thun. — Der Tag zu Bonna und seine Glocke war ein Tonstück von ganzen Noten und großen Pausen. Tanz und Musik, die kirchliche ausgenommen — waren Freuden, welche Albane nur dem Namen nach kannte, und manchmal wünschte sie wohl, die Horen möchten ihr die Pforten des Himmels öffnen, daß Alles zu Ende wäre. Sie thaten es, doch auf andere Weise, zu dem Anfange

eines neuen Lebens. — Die Weidenflöte, das Geläut der Heerden, der klingende Tropfenfall des Springbrunnens, das Schwirren der Heimchen im abgestichelten Felde, dies Alles regte eine sehnsüchtige Wehmuth in ihr an, einen wollüstigen Schmerz, gemischt aus Gram und Entzücken. Einst fand der Graf seine Tochter, wie sie das bethränte Gesicht an den Blättern einer dunkeln Laube trocknete. Erschrocken fragte er: „Du hast geweint? Was fehlt Dir, mein liebes Kind?“ Albane antwortete überrascht: „Die Freiheit, mein Vater! ich fühle mich so beengt.“ — Es war einer der lichten Augenblicke des Grafen, worin ihm diese Klage seiner Tochter einleuchtete. Er erlaubte ihr nun spazieren zu gehen, wann, und wie weit sie nur irgend wolle. Von dieser Zeit an ging eine Veränderung mit Albane vor. Als ob tausend Seelen in ihr erwacht wären, belebte und erhöhte sich ihr ganzes Wesen. In dem großen, kalten Schlosse war es wie Frühling geworden. Die zarte Wange der jungen Gräfin, sonst nur schwach gefärbt, war eine glühende Rose, ihre sanften Augen leuchteten wie in einem seligen Fieber, und die grauen Riesen am Steinthor schienen im Abglanz ihres Blickes zu lächeln. Anstatt leise aufzutreten, schwebte sie nur, kein Unfall berührte sie mehr, alle Gesichter erheiterten sich bei ihrem Anblick, und selbst auf der finstern Stirn ihres Vaters blühete eine kleine kümmerliche Freude an der reizenden Zufriedenheit seines himmlischen Kindes auf.

— Es ist bereits früher erwähnt worden, daß mehrere Anwohner dieser katholischen Herrschaft zu den Stillen im Lande gerechnet wurden; dies nicht allein, auch die ersten von den Officianten des Grafen gehörten jener religiösen Innung an. Darunter war der Oberverwalter, ein schätz-

barer Oekonom. Der Geschäftskreis, den er mit der besonnensten Umsicht versah, war groß, der seines Familienlebens hingegen klein. Er hatte seine einzige Tochter Fabia dem Cassirer des Majoratsherrn verlobt, und konnte sicher darauf rechnen, seine Tochter werde an der Seite dieses redlichen Mannes, den sie mit ruhiger Neigung gewählt, eben so sicher zufriedene Tage zählen, als dieser, von dem kein Rechnungsfehler zu besorgen war, die ihm anvertrauten Summen. — Die junge Gräfin, obgleich weder von Fabia angezogen, noch festgehalten, hatte durch die Leitung des Zufalls, oder, um uns angemessener auszudrücken, einer höheren Hand — die fromme Braut kennen gelernt, und konnte ihr ein Gefühl der Achtung nicht versagen. Fabia hatte einige Jahre früher eine herzlichgeliebte Freundin verloren — unsere Leser kennen die Geschichte jener Todten und ihrer Freundschaft — und vielleicht war es ein sanfter Nachhall jenes erschütternden Ereignisses, vielleicht ein noch innigerer Ton, was Anklang fand in Albanens Seele. Die stille Weise, in der Fabia viel leistete, ihr gesetztes Betragen, der Tact der Ruhe und Rechtmäßigkeit — wenn wir so sagen dürfen — womit sie sich bewegte und das Ruder des Hausstands lenkte, bildete eine Art von Gegensatz zu dem leidenschaftlichen Zustande Jener, und wirkte beschwichtigend auf sie ein. Albane empfand, daß Verlaß auf Fabia zu setzen, und konnte sich des stillen Zugeständnisses nicht erwehren, daß, in solch sichere Hand sein Schicksal zu legen, keinem Manne zu verargen sei. Ein festes weibliches Herz, dachte die junge Gräfin, wäre vielleicht ein größeres Glück als Eigenthum, wie als Geschenk — und dachte doch mit Schauder, mit dem Schauder der Vernichtung, sie könne einst dieses Stillstands, dieses Gleich-

muths theilhaftig werden. — Fabia sprach gelassen von der nächsten Zukunft, in der ihre Heirath vollzogen werden sollte; der Schritt von ihrer heimathlichen Schwelle geschah mit so leisem Bedacht, mit so viel Rücksicht auf das Größte wie auf das Kleinste, was dem Vater zu Gute kommen könnte, da sein Kind ihn verlassen müsse, um dem Manne zu folgen — daß Albane auch dies vergleichungsweise bemerkte und fühlte. Sie galt für eine Braut der Kirche; aber Frieden und Freudigkeit war nicht in ihr. Die Gegenwart erfüllte ihr Herz — eine ungeheure Kluft trennte sie von ihrer Pflicht, und an das Künftige vermochte sie nicht zu denken. Der neue Ehestand hob jenen Umgang auf, wenn die weite Beziehung, worin die Tochter des Grafen zu der des Oberverwalters gestanden, nämlich so zu nennen — man sagte die Comtesse kränklich, der Arzt kam oft nach Bonna, und Albane war beinahe von Niemand mehr gesehen.

Inzwischen waren ein paar Jahre vergangen. Man hatte wenig oder nichts von dem jungen Ehepaare gehört, ein Beweis, daß es glücklich lebte. Da ward die Gattin des Cassirers eines Tages der Gräfin Albane gemeldet, und alsbald stand jene bekannte Gestalt vor ihr. — Ein wenig fraulich hatte Fabia sich doch verändert. Sie war hagerer als sonst — die frischen Wangenrosen waren verweht und etwas eingefallen, und um den Mund hatte sich ein matronenhafter Zug von kleinen Falten gebildet, der um so schärfer hervortrat, als sie sich zu lächeln bemühte. — Doch ungleich deutlicher noch machte Fabia ihrerseits die Bemerkung, daß Albane kaum mehr zu kennen wäre. — Sie saß an dem einzigen Fenster eines Gemachs, das wie eine Laube gemalt, und deßhalb düster war. Seltsam stachen die un-

beweglichen Schatten der Malerei gegen das lebendige Farbenspiel der Tuberosen und grünen duftenden Stauden ab, die in einem kleinen reizenden Gartenflor an dieser sonnigen Stelle blühten. Der Wind strich leise durch die Zweige, und ihre Umrisse spielten warm auf dem Gesicht der Gräfin, die, verbleicht, krankhaft zu frösteln schien, denn sie trug in dieser Jahrszeit — es war im August — einen weiten Mantel von Seide. — Dieser Anblick brachte Fabia um die ihr eigenthümliche Gegenwart des Geistes. Ihre Seele forschte in dem bestürzten Blicke nach der Ursache dieser Veränderung. Wie war diese unvergleichliche Schönheit zerstört! Welches verwahrlosende Geschick hatte das Feuer dieser strahlenden Augen ausgelöscht? — Zwar hatte man lange schon von einer bedeutenden Unpäßlichkeit der jungen Gräfin gesprochen, und wie diese selbst für die Diener des Hauses unsichtbar würde — die Amme war sichtlich geängstet, doch schweigsam wie das Grab, das sie für ihren Liebling fürchtete —; aber diese matte Bläße, diese kranke Stimme, aus Seufzern zusammengehaucht, deutete eben so sehr auf ein beladenes Gemüth, als auf unterdrückte Kraft des Körpers hin.

Mit Fabia stand der Gräfin die Vergangenheit vor Augen. Das klare Ansehen der jungen Frau und ihrer reinen Verhältnisse bewegte das Herz im Busen der unglücklichen Albane. Ein tiefer Seufzer schwebte auf ihren Lippen, da sie nach dem Anlaß dieses lieben Zuspruchs fragte. — Darauf trug Frau Fabia bescheidentlich die Bitte vor, ihr gütigst eine blaue Camelia abzulassen, womit sie ihrem Manne, der ein großer Blumenfreund sei, eine Freude zu seinem Geburtstage zu machen wünsche. Die Gräfin gewährte dies und mehr, jede schöne seltene Pflanze, die sich

innerhalb der Glashäuser, oder im Bereich des Gartens überhaupt befinde, solle zu ihrer Auswahl stehn. Fabia bezeigte ein lebhaftes Vergnügen. Albane erkundigte sich nun nach dem Ergehen der jungen Frau, und kam der zögernden Antwort zuvor, indem sie schmerzlich lächelnd sagte: „Doch diese Frage ist wohl vom Ueberfluß. Sie haben aus Neigung geheirathet. Sie sind die Gattin dessen, den Sie lieben, vor der Welt die Seine, und begünstiget durch ein Stillleben, das ich mir über alle Maßen traut und glücklich denke. Sie dürfen ihren Ehemann mit jeder Blume beschenken, mit jeder — selbst wenn sie unter Ihrem Herzen blüht —" hier stockte die Gräfin. Fabia senkte tief das Auge, und es bedeckte eine aufquellende Thräne. Diese Seligsprechung einer Vermählten im Munde der gräflichen Jungfrau, die eine geistliche zu werden bestimmt war, mußte die Frau des Cassirers befremden, und jene höchste Blüthe der Liebe, worin Albane das, was sie dachte, verblümte, auf der schamhaften Lippe eines Mädchens die züchtige Fabia allerdings Wunder nehmen. Sie sprach erröthend: „Ich darf mein Loos nicht beklagen; doch auch die günstigste Lage läßt wohl etwas zu wünschen übrig. Mein Mann ist brav, und hat mich noch mit keiner Miene beleidiget; aber er ist peinlichen Gemüths, besonders was seine Geschäfte betrifft. Freilich ist sein Amt verantwortlich, da der gnädige Herr Graf —" Albane nickte, und Fabia fuhr fort: „Dann mag die Erziehung meines guten Mannes hier und da verfehlt gewesen sein — damit hat eine Frau auch zu kämpfen. Er verbittert sich manchen Lebensgenuß, mein Vater spricht, es komme von einer krankhaften Galle her. Schreckt er doch selbst mich nicht selten mit einer gewissen mißtrauischen Kälte ab — und der Himmel ist mein Zeuge! daß ich ihm

gern die Sonne zuneigen möchte. Endlich wünscht er sich so sehnlich ein Kind — und es wäre hart für mich, wenn dieser Segen uns versagt bleiben sollte."

Nichts lockt so sicher Aeußerungen des Vertrauens auch aus der verschlossensten Brust, als wenn der Schatz, den sie besitzt, überschätzt wird. In diesem Falle dürfte sich selbst der vorsichtigste Geizhals in einer ungefähren Angabe seines Vermögens verrathen.

Die weiße Albane ward wie mit Rosenblut begossen. Sie brach eine Knospe ab und zerpflückte sie in ihrem Schoße. Das Gespräch ward noch eine Weile mit Wärme fortgesetzt — dann ging Fabia. Später hörte man von ihr und ihrem Manne, sie hätten ein Pflegekind angenommen.

Wieder eine geraume Zeit war seitdem verflossen. Da ging Albane an einem milden Sommerabend spazieren, und wie gewöhnlich allein. Sie war kürzlich abermals sehr krank gewesen, und als sie zum Vorschein kam, sah man wohl, wie viel sie gelitten. Man beklagte die arme junge Gräfin, die schwerlich zu völliger Gesundheit und Kräften kommen könne, in ihrer herzpressenden Lage, und der, allem Vermuthen nach — sich die Thüren der Gruft eher öffnen würden, als die Pforten des Klosters. —

Ein Hirtenknabe durchkreuzte ihren Weg, der weinte. Die Gräfin fragte nach der Ursache dieser Betrübniß; ein junges Lamm war ihm von der Heerde abhanden gekommen. Albane bot ihm Geld, der kleine traurige Schäfer aber in Angst und Eile des Suchens schlug es aus und sprach: „Wenn ich das Verlorene nur wieder hätte! das wäre mir lieber als Alles." Dieser kleine Vorfall rührte wunderbar an Albanens Gemüth. Dort flog er hin, der kindliche Hirt! Albane sah ihn hinter dem blühenden Klee verschwin-

den; am Hügel tauchte er wieder auf, und hielt das gefundene Lämmlein mit beiden Armen umschlungen, und fest an seine Brust gedrückt. Er winkte aus der Ferne der Dame zu, daß es nun da sei, seine Miene lachte entzückt, und der schlichte blonde Scheitel des Knaben glänzte im Schein der sinkenden Sonne.

Die Gräfin sah thränenden Blickes und versenkt in tiefe Gedanken nach ihm hin; tiefer noch war die Quelle, die in ihren schönen Augen überfloß. — Sie setzte sich auf einen Feldstein, neigte das Haupt und starrte zu Boden. Da stand der alte Romana vor ihr, der unbemerkt herangekommen war. Er hatte die Tochter seines Freundes lange nicht gesehen, und konnte seine Betroffenheit über ihren Anblick an dieser einsamen Stelle nicht bergen. Albane fühlte ihre Wange erkalten, und stammelte, daß sie von einer jähen Schwäche angewandelt worden sei, die ihr von der letzten Krankheit anhänge. Der Forstmeister betrachtete dies holde, erblaßte Gesicht wie mit väterlichem Mitleid. Er bat, die Gräfin wolle ihm erlauben, sie in seine Wohnung zu führen, die in der Nähe sei, auf daß sie sich daselbst erholen und eine kleine Stärkung zu sich nehmen könne. Er bat so herzlich, daß Albane seine Güte nicht ablehnen konnte. Während des Gehens unterstützte er die zarte Gestalt, deren biegsamer Wuchs wie bewegt von einem innern Sturme an seinem Arme schwankte. Er machte ihr sanfte Vorwürfe, sich als eine kaum Genesene, unbegleitet solch einer Anwandlung ausgesetzt zu haben. „Ihr Vater, liebe Comtesse,“ redete er treumüthig weiter, „dem die nächste Sorge für die theure Gesundheit seines Kindes zustände, ist leider! dieser Obhut nicht fähig; vergeben Sie es mir daher, wenn ich Sie aufmerksam mache auf die Pflicht, sich zu schonen.

Lassen Sie mich in dieser Mahnung Vaterstelle an Ihnen vertreten! — Was sollte aus meinem armen Freunde werden, wenn seine einzige Stütze vor ihm sänke in das Grab? — Und wenn das so fortgeht — —". Sie standen an dem Hause, Albane drückte die Hand des liebreichen Mannes, als wolle sie damit ein stummes Versprechen leisten. Sie sah empor; ihr Blick hing an dem südlichen Dach, das, getragen von der heitersten Wohnung, einem der hängenden Gärten der Semiramis zu gleichen schien.

Der Forstmeister fragte, ob die Gräfin sich wohl zu erschöpft fühle, um diese mäßige Höhe zu ersteigen, und als sie es als Wunsch äußerte, ließ er Brod und Wein hinauf bringen, den werthen Gast zu erquicken.

Es war ein himmlisches Plätzchen, und Albane genoß zum ersten Male den Reiz dieser Aussicht weitschauenden Blickes. „Wie schön ist es hier! eine wahre Augenweide!" sagte sie tiefathmend, und ihr Gedanke streifte in diesem Ausdruck noch leise an der Heerde der wallenden Wolkenschäfchen hin.

„Ja," antwortete Romana innigst begnügt, „ich danke dieser Anlage manche Stunde, die ich mit einem goldenen Platz nicht tauschen möchte. Und an Gold mangelt es hier auch nicht." Die Sonne goß eben ihren letzten Glanz blendend aus, der Himmel flammte und das Blut der Traube perlte im Glase wie ein flüssiger Rubin. „Wie Viele möchten in erträumter Größe mich beklagen," setzte er mit heiterm Lächeln hinzu, „während ich mein Glück hoch genug zum Preise des Herrn anschlage. Wer die Einsamkeit liebt und mit sich selbst umzugehen weiß, entbehrt nie eines tröstenden Freundes. Wäre mein Sohn fortzubringen von hier, oder anders — er ist so wenig froh — so würde

ich von keinem Kummer wissen, als an den ich mich aus vergangener Zeit erinnere. Im Revier des Waldes bin ich in meinem Element, und kenne jeden Baum. Wenn der frische Morgenhauch die grüne Haide durchschauert, dann athme ich wie ein Jüngling; und wenn ich des Abends hier sitze, welcher Odem des ewigen Lebens weht mich von diesem Holze da an!" Er deutete auf das Kreuz.

„Gräfin!" fuhr Romana begeistert fort, und vergaß, zu wem er rede, „wie mag es doch Menschen geben, die ihr Heil in andern Dingen suchen, als bei dem einen, dem Heiland? — Wie still ist die Seele, die Ihn liebt! Sie geht geführt von seiner Hand auf den Wogen des Lebens, wo Andere untersinken. Einst war es nicht so mit mir. Ich war ein leidenschaftlicher Mensch, ungestüm in meinen Wünschen, meinem Begehren; ich fürchtete das Geliebte zu verlieren, obgleich ich es noch hatte, ohne daß ich es eigentlich besaß. Die Leidenschaft betäubt, sie ist der Sturm in unsrer Brust, der unsre beste Habe verschlingt, der unser Glück zertrümmert, nur beschwichtiget von Dem, welchem Wind und Willen gehorchen."

Diese Worte schlugen an Albanens Herz. Sie wagte jedoch hierauf zu entgegnen: Diese Ruhe des Gemüths, diese Stille der Seele möchte wohl eine Frucht gereifter Jahre sein.

Der Forstmeister schüttelte sein ehrwürdiges Haupt und sprach: „Das wäre traurig, liebe Comteß. Dann wäre die Jugend ein ausgeschlossenes Kind, und das Alter ruhete der Liebe im Schooße. Nein! wir sind nur blind, bis wir sehend werden. Wer sich auch in der Verblendung gefällt, er wird früh oder spät merken, welcher Sinn ihm abgeht. Wage Jemand, ein Glück behaupten zu wollen, was Gott

nicht billigt! ja, der Mensch ist so wundersam beschaffen, daß, wo Niemand ihm streitig macht, was er besitzt, er, er selbst es ins tiefste Meer würfe zur Sühne für den Himmel! Schon die Gesetze der Welt müssen das Juwel unserer Freuden fassen, sollen wir es tragen können."

Mit diesen Worten hatte der ehrenwerthe Mann das Innerste Albanens ausgesprochen. Sie schwieg, tief erschüttert, und als er ihr das Brod und den Wein wohlmeinend aufdrang, war ihr nicht viel anders, als genösse sie das heilige Abendmahl.

Die Unterredung nahm nun die Wendung auf Sylvius. Sein Vater klagte, und ahnete nicht, daß er die Seele der Gräfin zerriß — wie vielen Kummer ihm dieser so treffliche Sohn verursache, durch stillen Trübsinn, durch sein eigensinniges Beharren, nicht weichen zu wollen von der heimischen Scholle, da ihm doch die weite Erde offen stände. „Es ist," fuhr der Alte mit sorgenschwerer Stimme fort, „als ob ein Bann ihn hier gefangen hielte, den der Herr lösen wolle! — Was ihn hält und härmt, ich weiß es nicht, denn er hat kein Vertrauen zu mir, seinem einzigen und besten Freunde! —" Ein gekränkter Seufzer stieg aus dieser väterlichen Brust — Albane stand auf. „Aber was ist Ihnen, liebe Gräfin?" fragte Romana bestürzt, „Sie weinen? Sie zittern?" Albane konnte den hervorbrechenden Thränen nicht wehren; das Herz wollte ihr zerspringen, und sie machte eine Bewegung, als wolle sie dem Forstmeister zu Füßen sinken. „Entlassen Sie mich —," bat Albane sehr leise, „ich fühle mich krank." Sogleich wollte Romana einen Wagen kommen lassen; die Gräfin lehnte dies ab, und sich auf seinen Arm. Er führte sie sacht und sanft nach

dem Schlosse, unwissend, daß er seine Schwiegertochter leite.

Ach! die arme Gräfin war seit mehreren Jahren Sylvius heimlich angetraute Gattin, und binnen dieser Zeit zweimal Mutter geworden. — Sie hatte den heißen Bitten des Geliebten nicht widerstehen können, sich mit ihm zu verbinden und ihrer Bestimmung sich also zu entziehen. Nimmermehr, das wußte Albane, würde ihr Vater seine Einwilligung dazu gegeben haben, und auch der junge Romana hatte Ursache zu glauben, der seinige werde nicht minder entschieden dagegen sein, wenn gleich der Grund diesseitiger Abneigung ihm verborgen war. Der Arzt und die Amme waren im Geheimniß dieser Ehe, und ihrer vereinten List gelang es, unter dem Schutz der Umstände eine Täuschung der Art zu ermöglichen und bis dahin dauernd zu erhalten.

Tief in der weiblichen Natur begründet, liegt etwas Widerstrebendes, ein geheimnißvoller Wille, nicht zu wollen, was ein höheres Gesetz als sein Geschlecht von ihm fordert, während der Mann, wo er im Kampf begriffen scheint mit der Welt und dem, was sie ihm weigert, nur seiner innersten Ueberzeugung gehorcht.

Der Gedanke an das Kloster war der Gräfin stets furchtbar gewesen, und das Gefühl ihres Menschenrechts hatte sich gegen diese Bestimmung gesträubt. — Jetzt galt es, aus freier Wahl diese Nothwendigkeit aufzuheben. Der Vater wurde nicht davon berührt — er wußte nichts. Und wie mag ein weiblich Ohr, erfüllt von den Stimmen der Liebe, und in nervöser Scheu vor jenem Glöcklein der Kirche, das über der absterbenden Novize geläutet wird — auf das Flüstern religiösen Zartgefühls hören? — Dieser verschwie-

gene Bund, sein verstohlenes Verhältniß, ja selbst der Reiz einer gewissen Gefahr erhöhete die heimlichen Entzückungen desselben, da des Vaters Ruhe, wo nicht sein Leben, daran hing, daß es unentdeckt bliebe, seine Tochter wäre vermählt. Diese Gattin, das freie Eigenthum der Liebe, würde dem Sylvius, der öffentlichen Stimme nach, nur ein kirchenräuberischer Besitz gewesen sein; aber er trank von ihren Lippen Weihe und Wonne. — Als hätte eine schützende Gottheit einen Schleier über diese Ehe geworfen, so blieb sie jedem Auge verhüllt. Albane galt für eine Himmelsbraut, kein schnöder Verdacht schlich ihren Schritten nach; ihr kindlicher Ruf war über jeden Argwohn erhaben; wie hätte man denken können, sie wolle sich einer heiligen Pflicht des Glaubens entziehen, für den ihre Mutter gestorben? — Das Bedauern für die junge Gräfin war so allgemein und innig, daß man ihr jede Seltsamkeit nachgesehen haben würde — und nachsah. Die Natur gab diesem Bündniß Unauflöslichkeit, und jetzt fühlte Albane zum ersten Male, daß das Einssein zweier Herzen, ob auch vereiniget durch Priesters Hand, unter den Schutz der Oeffentlichkeit gehört; denn schon die Gestalt einer werdenden Mutter heischt eine rechtliche Meinung, und macht es unmöglich, ohne Sünde oder Sorge den höchsten Segen des Weibes zu verheimlichen. Nur die Lage der Gräfin, so gänzlich abgesondert von der Welt, und in diesem Vorzug — dieser Begriff gelte für jene Umstände — fast einzig und allein in ihrer Art, der blöde Geist ihres Vaters, das blinde Vertrauen, dessen sie genoß, das vorsichtige Verfahren des Arztes und die erfinderische Klugheit der Amme halfen über jenen schwierigen Zeitpunct wiederholentlich hinweg. — So waren Jahre verflossen. Das Band dieser ehelichen Liebe schien an Stützen

gebunden, die tiefer begründet waren, als für ein sterbliches Auge einzusehen möglich; es war so innig mit beruhigendem Schweigen verwebt, daß die furchtsame Besorgniß Albanens, es könne zur Kenntniß ihres Vaters kommen, allmählich nachließ. Sie ward endlich sicher.

Aber die Stimme in der menschlichen Brust, ein schwacher Vorklang jener, die einst schlafende Welten wecken wird, welche in den leisesten Bebungen des sittlichen Sinnes an ein betäubtes Herz dringt — ward laut. Die Gräfin war längst nicht mehr glücklich, wenn sie es eigentlich jemals gewesen. Ihr Glück däuchte ihr nur ein entzückender Traum, unhaltbar zerronnen, aus dem sie mit schwerem Herzklopfen erwacht wäre. Ihr ganzes Wesen, vom Sitz des Herzens aus, durchdrang ein trauriges Sehnen, das sich selbst in Sylvius Armen nicht stillte; das Bewußtsein ihrer, seiner Liebe genügte ihr nicht mehr. — Ein kränklicher Gram zehrte an ihrer Gestalt, und ein Gefühl unsäglicher Wehmuth, von trübem Grund der Seele, bedrängte ihren Busen. Sah sie ein junges Ehepaar neben einander sitzen oder gehen, so dachte sie mit einem alten Liede: „Manches Herz geht ganz alleine seinem stillen Kummer nach —“ Albane verkannte, daß der Liebe Geist, der treueste von allen Freunden, ihr zur Seite wäre. — Geschah es, daß sie Fabia von oder zu ihrem Manne reden hörte, so fühlte sie sich schmerzlich fremd, wie eine Taubstumme, Angesichts solcher, denen das Vorrecht und die geistige Beziehung der Sprache gegeben ist. Ein weinendes Kind, geschmiegt an den Hals seiner Mutter, lockte bittere Tropfen in ihr Auge, und die arme Gräfin hätte all ihr Blut verströmen mögen, wenn sie eine Thräne ihres Kindes, eine nur — tröstend hätte wegküssen dürfen. —

In dieser Stimmung dachte Albane oft an ihre Mutter, auf die sie sich wenig zu besinnen wußte. Zwar bebte ihr Gedanke vor diesem beleidigten Bilde zurück; aber es zog allmählich immer trauter und versöhnender ihr Denken und Sinnen an sich. Einst führte das Bedürfniß innerster Ansprache sie an die Familiengruft, deren Thür sie sich öffnen ließ. Auch den Deckel des Sarges ihrer Mutter ließ sie abheben, und diesem Willen der jungen Gebieterin ward, wenn auch widerstrebend, doch Folge geleistet. Der Leichnam lag unversehrt, nur das weiße Kleid war in der linken Brustgegend hochroth gefärbt, als hätte der Todten das Herz geblutet; das rechte Auge war nicht ganz geschlossen, wie drang dieser erstorbene Blick in die Seele ihrer Tochter! — Um den eingefallenen Mund schwebte noch der Schatten eines Lächelns, womit die edle Frau die Welt gesegnet hatte. Albane stand in heiliger Rührung an dieser Stätte der Ruhe. Ein ganzes Leben voll Vorwürfe hätte nicht so dringend an ihr Herz reden können, als dieser stille Anblick, der den Frieden der Gottseligkeit schweigend offenbarte. Und hier war es, wo Albane den Schmerz der Leidenschaft als sündlich empfand. — Fuhr die Gräfin des Sonntags nach der Kirche, so trat sie mit einem Schauer der Buße in die vergitterte Loge. Das Erbrausen der Orgel schwellte ihre Brust, ihr Gefühl war ein frommes Heimweh. Sie wünschte sterben zu können an diesen Tönen des Himmels. Und wenn die Sonne zu den hohen Fenstern hereinschien und in der Stola des Priesters flimmerte, dann leuchtete dieser Strahl auch in ihr Innerstes, und um den dunkeln Altar des Gemüths ward es helle. — Doch ein Blick der Liebe ihres Vaters, der kleinste Beweis seiner Zuversicht zu ihr, die sein Ein und Alles war,

spaltete Albanen das Herz. — Wenn schon eine zarte Scheu sich in Acht nimmt, einem Blinden auf irgend eine Weise Anstoß zu geben, so wird ein zarterer Sinn Anstand nehmen, den geistig Blöden zu hintergehen. So war Albane sich nach und nach einer Schuld gegen ihren Vater bewußt geworden, die sie in heißer Reue mit keinem Opfer der Liebe, auch dem größten nicht, sühnen zu können glaubte. — Die Unterredung mit dem Forstmeister, welche das Herz der Gräfin erschütterte, fand daher den Tag der Reife, und lösete die Frucht der Selbsterkenntniß ab in einem Gedanken, den sie lange getragen.

Auch Sylvius war unbefriediget, und konnte es nicht immer verhehlen. Er vergaß in der Heftigkeit seiner strebsamen Wünsche, daß Albane, indem sie ihnen nachgegeben, ihm das Ziel derselben als ein unabänderliches gezeigt. Das süße Geheimniß, der unsichtbare Trauring, war ihm eine Fessel, die er in männlichem Trotz hätte abstreifen mögen — er fühlte sich beschränkt, und die Geliebte war es, die ihn hinderte, seine jugendlichen Kräfte an den Schranken der Welt zu versuchen.

„Ich las heute," sagte die Gräfin in der Späte jenes Abends, an dem sie seinen Vater gesprochen, zu ihrem Gemahl, „die entstehende Liebe ist in einem Nichts reich, die wachsende ist in den Wünschen bescheiden, nur die glückliche Liebe hat nie genug — da dachte ich an Dich."

„Ach, Albane!" lautete seine Antwort, „wie könnte meine Liebe glücklich sein, da Du es nicht bist? Umsonst verbirgst Du mir einen Kummer, als dessen Ursache ich mich ansehen muß — ich bin nicht im Stande, Dein Herz ganz auszufüllen. Lebten wir nicht in dieser unseligen licht-

scheuen Vereinzelung, kein finstrer Gedanke würde Raum finden zwischen Dir und mir."

„Wie Du mich quälst, Romana!" seufzte seine Frau, „gönne mir den Trost, das Leben meines Vaters zu schonen; an diesem schwachen Faden laß mich vorsichtig halten, das Gewebe der Verhängnisse ist zart. — Und damit Du das Wenige schätzen lernst, was Du an mir besitzest, so dürfte es gut sein, wenn Du mich eine Zeit lang ganz entbehrtest. Der Arzt dringt in mich, den Vater zu einer Reise von längerer Dauer zu bereden, und auch Dir, mein Sylvius, dürfte eine weite Ausflucht eben einmal nöthig sein."

Albane stellte nun dem Gemahl diese Reise aus den verschiedensten Gesichtspunkten als eine allseitige Nothwendigkeit dar. Der jüngere Romana glaubte jedoch nicht, daß es dazu kommen würde; aber der Graf zeigte sich viel leichter entschlossen, als zu erwarten gewesen, ja, es war, als ob dieser Entschluß seine Kräfte aus ihrem unterdrückten Zustande aufgerufen hätte. Er war zum Staunen der Seinen der besonnensten Maßregeln fähig, und Albane, welche diesen Lichtblick benutzen zu müssen glaubte, förderte die Anstalten in dringender Eile.

Es gab mehr Leute, welche diesen günstigen Zeitpunkt zur Erreichung ihrer Zwecke absahen. Der Oberverwalter, Fabia's Vater, war vor Jahr und Tagen gestorben, und ein Mann an seine Stelle gekommen, der, obgleich tüchtig für sein Fach, doch nicht als verträgsam gerühmt werden konnte, am wenigsten von dem Schwiegersohn seines Vorgängers. Dieser, ärgerlicher Art, that nur seine Pflicht, doch nichts, um ein freundlicheres Verhältniß einzuleiten; bei solcher Unfügsamkeit in nahem Verkehr waren Reibungen unvermeidlich, und es kam so weit, daß Fabia einsah,

ihrem Manne würde nicht nur sein Amt, sondern das Leben verleidet. So redete sie ihm zu, den Grafen um Versetzung anzugehen. — Aber dieser Gutsherr war so wenig zugänglich, wie ein Fels im Meer, und einmal abgeschlagen, konnte jener Wunsch nicht wiederholt werden. Als nun Graf Frankenstern den Cassirer rufen ließ, und ihn dieser gesammelten Geistes und überaus gütig fand, erschrak er fast vor Freude, daß der Augenblick für seine Angelegenheit so plötzlich gekommen wäre. Er trug seine Bitte vor, zugleich mit der Beschwerde für den Oberverwalter, und der Graf verfügte ohne Weiteres, daß der Gegner desselben als Rentmeister nach Bühle versetzt würde. — Er hob bedeutende Summen aus, und fand das Rechnungswesen in musterhafter Ordnung; es ergab ein Facit gegenseitiger Zufriedenheit. Frau Fabia hatte, als ihr Mann vom Schlosse nach Hause kam, eine langentbehrte heitre Stunde; aber diese war auch für längere Zeit die letzte. Nachdem die Spannung nachgelassen, worin er sich zeither befunden, fühlte er sich krank in Folge verhaltnen Aergers. Als der Graf nun Tages vor seiner Abreise den Rentmeister noch einmal zu sich rufen ließ, ihm Papiere von Wichtigkeit zu übergeben, raffte dieser sich mühsam auf, die Befehle des Gutsherrn zu empfangen, und besorgt sah seine Frau ihm nach.

Graf Frankenstern war heute nicht völlig so klar, als er ihn das letztemal gesehen; er konnte sich auf Einiges durchaus nicht besinnen, und schritt nach dem Flügel, den seine Tochter bewohnte, Aufschluß von ihr zu fordern.

Die Gräfin war nicht da — und als ihr Vater unverrichteter Sache in seine Zimmer zurückkehrte, sah er auf dem Gange ein Gewölbe offen, worin Silberzeug und kost-

bare Vorräthe verwahrt wurden. „Welche Unvorsichtigkeit!“ murmelte der Graf; Niemand war zu sehen. Er bewegte die eiserne Thür nach Außen und trat hinein; sein Begleiter blieb auf der Schwelle. Eine Truhe war geöffnet, woraus Pelzwerk, wahrscheinlich zum Bedarf der Reise, genommen worden, denn ein feines Marderfutter hing über dem Deckel, Büschel vertrockneten Lavendels lagen verstreut am Boden, und ein starker Geruch erfüllte den kühlen Raum. In einer schmalen Vertiefung der Mauer stand, etwas erhöht, jenes Schmuckkästchen, das unsre Leser kennen. Eine schöne, doch schadhafte Statue von Alabaster, das Haupt sinnig gebeugt, den Finger auf dem Mund — schien als Wache daneben gestellt; in der zerbrochenen Brust steckte eine kleine verwelkte Rose.

Der Graf warf einen Blick in jenen Winkel und schauderte. „Freund!“ sagte er hinter sich gewandt, „Sie können mir einen Gefallen thun — und Sie werden es!“ setzte er mit unabweislichem Tone hinzu, „in jener Chatoulle dort ist der Familienschmuck — nehmen Sie ihn zu sich. Meine Tochter hat den Platz für die Kleinodien des Hauses —“ hier lächelte der Graf düster —, „seltsam gewählt; ich muß diesen Fehler verbessern. Mitnehmen kann ich das Kästchen nicht, und muß es daher während unserer Abwesenheit gut aufgehoben wissen. Sie sind ein zuverlässiger Mann, ich weiß Niemand, zu dessen Redlichkeit ich größeres Vertrauen hätte.“

Der Rentmeister verbeugte sich. Er hatte den Grafen erbleichen gesehen, und gab dies dem Odem des Kamphers Schuld, der hier wehete, und den die kranken Nerven desselben nicht vertrügen. Auf einen Wink hob er das Köfferchen hinweg, und bat um den Schlüssel. „Albane wird

ihn haben —“ versetzte der Graf in Scheu und Hast, „verlassen Sie Sich jedoch darauf, ich sende ihn heut Abend noch; das Verzeichniß des Inhalts kann ich Ihnen sogleich suchen.“ Auf seinem Zimmer suchte Graf Frankenstern nach der Liste, und es währte lange, ehe er sie fand.

Mittlerweile hatte der Rentmeister sich gesetzt und hielt das Kästchen auf seinem Schooße; die Kniee zitterten ihm unter der kostbaren Last, denn die Stunde des schleichenden Fiebers, an dem er litt, war herangekommen. Endlich reichte der Graf ihm das Papier und sprach, als Jener es mit bebender Hand empfing: „Das ist ein schlimmer Frost, und Sie sind so leicht gekleidet! — Wahrlich! ich hätte ihnen unter diesen Umständen den Ueberrock nicht übel genommen; vielmehr verbinden Sie mich durch Bedacht auf Ihre Gesundheit. Nehmen Sie einen Mantel von mir an! die Abendluft könnte Ihnen schädlich werden.“

Unter dieser gnädigen Fürsorge, obgleich sie gewiß redlich gemeint war, verbarg der Graf mit der eigenthümlichen Schlauheit derer, die in der Regel geistesabwesend sind, den vorsichtigen Wunsch, der Rentmeister möchte die Chatoulle unbemerkt in seine Wohnung tragen.

Frau Fabia erschrak nicht wenig, als sie ihren Mann nun langsam kommen sah. Er war leichenblaß, unter einem dunkeln Mantel, der in der Dämmerung wie schwarz ließ, trug er einen zierlichen Kindersarg, und seine Schritte schwankten wie die des Trägers einer Bahre. — Erschrocken eilte seine Frau ihm an die klingelnde Hausthür entgegen; aber schweigend trat er ein, stumm ging er in die Mitte des Zimmers, setzte das Kästchen auf den Tisch und sprach mit erschöpfter Stimme: „Ich bin krank, Fabia, recht sehr krank. Der Weg vom Schlosse bis hierher — nun

der Himmel weiß es — wie sauer er mir geworden! Ich ging gleich dem heiligen Christopherus wie im Wasser, und als trüge ich eine Weltlast, die immer schwerer würde. — Ist denn das Kästchen wirklich so schwer? Die Juwelen der gräflich Frankensternschen Familie liegen darin, und ich wünschte wohl, ich wäre der Ehre, sie zu bewahren, überhoben gewesen. Das Fieber scheint heftig im Anzuge — ich kam mir wie ein Todtengräber vor; nur die Citrone fehlte noch in meiner Hand."

Fabia warf einen bekümmerten Blick auf ihren Mann, dann auf die Chatoulle, welche durch ihre Form diese wüste Idee erregt haben mochte, und um seinen Sinn abzulenken, sagte sie: „Das Kästchen hebt sich leicht; mir deucht, Edelsteine müßten schwerer in das Gewicht fallen."

Nun drang Fabia darauf, daß der Kranke sich sogleich zur Ruhe begäbe, und kaum war dies geschehen, so fing er an zu phantasiren. Er klagte, der Oberverwalter hätte ihm die Demanten aus Christi Krone verfälscht, sprach vom Gott des Schweigens, der ihm den Finger auf den Mund gelegt habe — pflückte Lavendel von der Decke, und schalt seine Frau, daß sie ihm den Pelz auszuklopfen vergessen. Er sähe eine Unzahl Motten um das Licht flirren. —

Fabia, dies Muster häuslicher Ordnung, konnte die Vorwürfe des Fieberträumenden ungekränkt anhören. Sie lächelte beklommen und starrte verstört in die ruhige Nachtleuchte, in deren matten Schimmer die Beschläge der Chatoulle unheimlich blinkten. — Gegen den anbrechenden Tag hörte Fabia die herrschaftliche Reisekutsche über die Schloßbrücke dröhnen. Sie hatte die ganze Nacht am Bette ihres Mannes verwacht und kein Auge geschlossen. Jetzt stand sie auf und trat ans Fenster. Da rollte der Wagen vor-

über und verschwand in der grauenden Frühe, und Fabia sah zum Himmel auf und sprach mit der Inbrunst eines geängsteten Herzens: „Sei mir gnädig, Gott, sei mir gnädig; denn auf Dich vertrauet meine Seele! — Wende Dich zu mir, denn ich bin einsam und elend, und Deine Güte ist tröstlich. Du meines Lebens Licht! Betet an den Herrn im heiligen Schmuck —“ Der Osten bekleidete sich mit Purpur, und der Morgenstern ging unter in schwachem Geflimmer.

Dem Krankenbette, dieser dunkeln Stelle — wendete Fabia die volle Lichtseite ihres Charakters zu, und es wäre heilsam für trübe Erfahrungen, wenn diese Eigenschaft an mancher Frau zu rühmen, die unsern Lesern vor den Augen der Welt vielleicht besser gefällt, als diese werkthätige Fromme. Nicht umsonst hatte die Vorsehung sie daher als Gattin einem Hypochondristen zugetheilt, der auch in gesunden Tagen krank genug und voll wunderlicher Gramhaftigkeit war, um die Kraft der Geduld seiner Frau in beständiger Uebung zu erhalten. Kein Phantom seiner Einbildung schreckte ihren ruhigen Sinn. Ihr gelassener Muth siegte über jede Unbill verdrießlicher Launen ihres Mannes, ihre klare verständige Handlungsweise lag offen da vor seinem mißtrauischen Blick; stets achtsam auf ihre Pflicht, versäumte Fabia nie, was ihr zu thun oder zu lassen oblag, und der Glaube an die rechtliche Strenge, womit seine Gattin alles Mögliche von sich forderte, und nicht viel weniger leistete, zwang ihrem Manne eine, wenn auch widerwillige — Zufriedenheit mit seinem häuslichen Glück ab.

Diesmal machte ein bösartig gallichtes Fieber den Rentmeister für längere Zeit unfähig, sein Amt zu verwalten. Auch hierin trat seine Frau helfend ein. Fabia schrieb eine

schöne, feste Hand; genau bis ins Kleinliche, war sie unfehlbar in jeder Art der Buchführung, und deßhalb wohl geeignet, einen Secretair ihres Mannes zu vertreten. Sie unterzog sich auch diesem Geschäft mit willigem Eifer, und theilte ihre Zeit zwischen seiner Pflege und seinem Beruf. Wir können uns nicht enthalten, hier zu sagen, wie wichtig es sei, daß eine Frau den Beruf des Mannes ehre. Wo dies geschieht, da ist in der Achtung dafür auch ein Gesetz der Unterordnung gegeben, nach welchem weibliches Wirken und Wollen bestimmt werden muß. — Auch von dieser Seite hätte ihr bitterster Feind unserer Fabia nichts zur Last legen können. Dies, wie überhaupt den reellen Werth seiner Frau, wußte der Rentmeister auch zu schätzen, und vielleicht war es mehr ein Bedürfniß seiner Krankheit als seines Herzens, daß er die Freude an einem Kinde, ihrer ermangelnd — so gar tief empfand. Das liebenswürdige Pflegekind füllte diese Lücke nicht aus, die eine Wunde in Fabia's Herzen blieb; denn tief im Innersten verletzt, kämpfte sie oft mit Thränen, wenn ihr Mann mißmüthig gegen die Vorsehung grollte, und sich in Worten Luft machte, die eben so gut eine Anklage für sie selbst enthalten konnten.

„Wie aus einem Stein entsprungen," sagte er dann wohl, „wie von der Sonne ausgebrütet, bin ich bestimmt, ohne Vater, ohne Kind zu leben und zu sterben. Der natürlichste Trost für eine verwaisete Jugend, der Trost, sein Dasein fortzupflanzen, ist mir versagt. Wenn einst Deine Thräne, gute Fabia, versiegt ist, dann gedenkt man mein nicht mehr, und keine Blume sprießt aus der trocknen Erde meines Grabes."

Da weinte Fabia schon jetzt. „Du schneidest mir mein Herz entzwei —" sprach sie mit unterdrückter Stimme.

„Wir wollen uns nicht versündigen, Lieber! wenn uns nun ein Kind zu Theil geworden wäre, etwa behaftet mit einem Fehl, oder erbärmlicher Art, dessen klägliches Geschrei Tag und Nacht nicht zu stillen? Wie? oder wenn aber ein gesundes, das uns zu größerem Jammer bald wieder entrissen würde? —" Auch ein stummes, auch ein todtes Kind wäre ihm lieber als keines — gab der Rentmeister in eigenwilligem Trotze der besänftigenden Vorstellung seiner Frau zur Antwort. Fabia flehete hierauf ihren Mann an, sich solcher Reden zu enthalten, und warnte ihn mit christlichem Sinn, aber im Geiste jener heidnischen Worte: „Ihnen zur Strafe erhören die Götter der Sterblichen Wünsche! —"

Dies war in den ersten Jahren der Verheirathung des Rentmeisters gewesen. Später hatten sich diese Eheleute der Hoffnung begeben, daß dies ersehnte Glück ihnen noch werden könne, und sich mit ganzer Liebe — so weit Fabia's Gemüth derselben fähig war und der kränkliche Zustand ihres Mannes sie zuließ — der Erziehung der kleinen Josephine gewidmet. Sobald der Rentmeister sich von jener Niederlage erholt hatte, ging er mit den Seinen von Bonna ab. Fabia fiel das Scheiden von der Heimath doch schwerer, als sie gedacht. Der neue Wohnort war auch schön; aber so recht wohl wollte es ihr in Bühle nicht werden. Dazu kam, daß ihr Mann, obgleich von amtlichen Unannehmlichkeiten frei, doch sein verdrießlich Wesen beibehielt, jeden erheiternden Umgang mied und verscheuchte, und endlich durch eine gewaltsame Entdeckung für immer verstört wurde. Jene Chatoulle, deren unsre Leser gedenken — war unter dem Drangsal des hitzigen Fiebers, das sich unmittelbar an ihre Uebergabe schloß, abseits gekommen. Nach dieser Zeit fand der Rentmeister so viel Geschäfte, deren Abschluß ihm bei

seiner Ortsveränderung dringend anlag, daß es ihm genügte, dies anvertraute Gut wohlverschlossen zu wissen. — Einst aber sprang ihm das Kästchen ins Auge, und er verlangte den Schlüssel dazu von seiner Frau. „Den Schlüssel?“ fragte Fabia befremdet, „ich habe keinen je gesehen. Du brachtest das Kästchen ja selbst, wie es hier ist. O, ich weiß mich jenes schrecklichen Abends noch ganz genau zu entsinnen.“

Der Rentmeister besann sich jetzt, daß der Graf den Schlüssel hatte schicken wollen, und er muthmaßte, daß es in der Verwirrung der Abreise vergessen worden wäre. Einen Schlosser kommen zu lassen, daß dieser den innenliegenden Reichthum sähe, dazu war der Rentmeister so furchtsam. Ein krankhaftes Mißtrauen verursachte ihm und Andern gar manche unnütze Qual — und so beredete Fabia ihn, das Geschmeide und dessen Richtigkeit einstweilen auf sich beruhen zu lassen.

Nach längerem Verlauf seitdem starb eine alte Jungfer in Bühle, die daselbst gelebt, die Tochter des Fiscal. Dem Rentmeister, als einem Bekannten der Wohlseligen, fiel ein kleines Legat mit dem Auftrag zu, ihren Nachlaß zu ordnen und somit eine Menge Schlüssel in die Hände, worunter mehrere kleine waren. An einem Tage, wo Fabia auf die Bleiche gegangen war und Josephine mit sich genommen hatte, ihr Mann sich ungewohnter Weise ganz allein befand, beschlich ihn der Geist des Unglücks in dem Gedanken, einen jener Schlüssel an dem Kästchen zu versuchen, ob es sich öffnen ließe. Daß künstliche Schloß widerstand dieser Probe, doch erhitzt vom bösen Feind, der nicht selten in Gestalt der Neugier den Menschen berückt, that er ihm Gewalt an. Die feine Stahlfeder sprang entzwei, der Deckel

auf — und der Rentmeister blieb mit entsetztem Blick starr vor dem Inhalte stehen. Statt des verzeichneten Schmuckes funkelte ein Messer, woran Blut eingerostet war — und auf dem atlaßnen Kissen, wo sonst blitzende Rosetten und Brustschleifen geruht, lag, in weißem Battist gewickelt, der Leichnam eines Kindes, so mumienartig zusammengetrocknet, daß er kaum zu erkennen war. Nur wie ein brauner Gedanke, so unkörperlich, so gewesen — sah das winzige Gesicht unter einem tiefen Häubchen hervor, dessen Form für ein Mädchen zeugte. — Ein schwach gewürzhafter Geruch war die erstickte Luft dieses kleinen Grabmals.

Als Fabia mit heißen Wangen von der Bleiche heimkehrte, fand sie ihren Mann selbst erbleicht. „Sieh hin!“ sagte er mit bläulichen Lippen, „der Gehler einer schauderhaften Mordthat bin ich gewesen, und nicht allein um die Ruhe meiner Seele, sondern auch um all mein Gut, wenn ich den Majoratsschmuck ersetzen muß. Wer wird mir denn glauben, daß ich dem Worte eines Wahnsinnigen trauete? — Darum fand sich der Schlüssel nicht, und ich — ich leichtgläubiger Thor! ladete mir ein fremdes Verbrechen auf. Wie oft hast Du meine argwöhnische Vorsichtigkeit getadelt? Du siehst nun, wie vorsichtig ich war! —“

Zum ersten Male verließ Fabia ihre Fassung. Sie stieß einen leisen Schrei aus, und stand entfärbt, Grausen im Blick, wie unbeweglich. „Mein Herr und Heiland! stammelte sie, „das ist ganz erschrecklich! der Verstand steht mir still.“

„Der meinige ist hier zu Ende —“ fuhr der Rentmeister fort, „was soll ich nun anfangen! Anzeige davon machen? stillschweigen? daß ein Zufall diese Beweise einer Unthat bei mir entdecke und mich zum Mörder stemple! —

Ich habe nicht Lust, zum Lohne für Treu und Glauben auf dem Schaffot zu beschließen."

Fabia kannte ihres Mannes Weise, sich selbst in furchtbaren Möglichkeiten zu überbieten. Sie sprach aus geängsteter Seele: „Ach! warum bin ich heute nicht zu Hause geblieben! Wer hieß Dich dies Behältniß öffnen? — Das Kind läge fein stille vor wie nach, und wir wüßten von nichts. Das arme Würmchen! —" Und mit gewundenen Händen niederblickend darauf, dachte sie an den Wurm im Gewissen, der die unglückliche Albane wohl genagt haben mochte. —

„Was redest Du doch, Frau?" rief der Rentmeister erzürnt, „es hätte längst geschehen sollen, sage ich Dir. Unverzeihlich ist meine Saumseligkeit! Ich bin wie mit Blindheit geschlagen gewesen. Deßhalb wurden die Anstalten zu jener fluchwürdigen Reise so schleunigst getroffen, als wie auf der Flucht — der Sohn des Forstmeisters ist auch fort in die weite Welt; die Früchte ihres Leibes fallen Andern zur Last, und von ihnen heißt es: Die sind besorgt und aufgehoben, der Graf wird seine Diener loben."

„Du vergissest, lieber Mann," fiel Fabia betäubt ihm in die Rede, „daß man die Gräfin todt sagt. Ach! ihr wäre wohl, wenn solch ein Weh auf ihrem Leben gelastet hätte. — Graf Frankenstern aber und der junge Romana müssen doch einmal wieder kommen. —"

„Die werden sich hüten —" entgegnete Fabia's Gemahl. „Der Alte — ich meine den Grafen — hat um dies gräuliche Geheimniß gewußt; nichts ist gewisser. Die Hast, womit er mich nöthigte, das Kästchen anzunehmen, ist mir deutlich im Gedächtniß. Sieh, Fabia! ich habe eine

Ahnung gehabt; denn es wollte mich erdrücken, als ich es mir nach Hause trug."

Fabia sah diese verschwiegene Erfahrung als ein göttliches Strafgericht an. Wie oft hatte ihr Mann gegen den Himmel gemurrt! Jetzt war ihm zu Theil geworden, was er für besser hielt, als das weise Versagen seines Wunsches, ein todtes, ein stummes Kind! — Sie selbst verstummte vor dieser Betrachtung und war sehr gebeugt.

Die unglückliche Fabia! Dieser heimliche Gedanke schlug Wurzel in der Seele ihres Mannes und wurde zum Polyp, der mit tausend Fasern seine Lebenskräfte umklammerte. Der Rentmeister ward nicht mehr gesund. Wir wissen, wie er nach kränklichen Jahren kurz vor seinem Ende die Beruhigung genoß, in dem Bruder, der sich zu ihm finden mußte, den Seinen eine Stütze hinterlassen zu können. Sterbend legte er in die Brust des wackern Administrator's das Geheimniß nieder, das ihn zu Tode gedrückt, und die Pflicht, den ihm gespielten Betrug zu seiner Zeit offenkundig zu machen.

Nachdem sein Bruder bestattet worden, ließ Herr Prälat bei nächtlicher Weile den kleinen Schmucksarg unter den Altar der Capelle versenken, von der das Stift den Namen führt. Die Maurer mochten wähnen, sie vergrüben einen Schatz — aber diese Stelle stand unter heiligem Schutz. Schweigend verrichteten sie ihre Arbeit, und die dumpfen Schläge hallten schaurig von den stillen Wänden wieder.

Die Wittwe, gesenkten Hauptes, sah ihnen zu. „Was blickst Du so düster, Fabia?" flüsterte ihr Schwager, „verlasse Dich darauf, ich bin zwar nicht so bibelfest wie Du, weiß aber doch, daß, wenn ein finstres Werk zu Tage kommen soll, oder die Unschuld gerechtfertiget, die Steine reden

müssen. Darin lasse Alles sich fügen, wie es des Himmels Wille ist! —"

Als die Gräfin, der heimlichen Gegend entrückt, fremde Luft sog, athmete sie doch etwas leichter auf, und es war, als ob hinter ihr die leidige Welt versänke. Zwar war nicht fester Boden unter ihren Füßen, und die Zukunft ihr nicht weniger als klar; aber der trübe Strom, worin Albane dem Versinken nahe gewesen, rann doch abwärts, so wie die Räder des Reisewagens entrollten. Nach einer folgerichtigen Nothwendigkeit müssen leidenschaftliche Gemüther zuletzt vor ihrem eigenen Glücke fliehen, und nur Ruhe suchen. Ruhe, der Friede stiller Seelen, dieser tiefe geistige Genuß, ist ihnen das einzige Bedürfniß. Weinend wenden sie das Auge von jenem süßen Taumel, jener Freudetrunkenheit, die nicht dauern kann, und streben nach Selbstbewußtsein. Sie wissen, wie bald das schwache Herz erliegt, wie nöthig ihm eine Stütze sei. Das Glück aber fordert Kraft zur Ausdauer — des Himmels Seligkeit, unser höchstes Streben, währt ewig. Die überspannte Saite springt jedoch mit einem Wehlaut. — Vielleicht hatte eine gewisse Uebersättigung von Geheimniß das Verlangen in der Gräfin erzeugt, öde zu bleiben, ohne irgend eine andere Beziehung als auf ihren Vater; ja, sie hatte in den verflossenen Jahren, trotz der befriedigten Leidenschaft und dem Gelingen ihrer kühnsten Plane — so viel gelitten und nur Gott bewußt —, daß ein völliges Nichtsein ihr dagegen wünschenswerth erschien. Daß sie spurlos verschwände, sich und Andern, das hätte Albane wohl gewünscht. So war diese Reise vorläufig als eine Gestorbenheit zu betrachten, die von mancher Seite erlösend für sie wäre. — Auch waren Gründe dazu vorhanden gewesen, abgesehen von denen, die das In-

nerfte der Seele so zart verhüllen, daß nur der Finger Gottes sie aufzudecken vermag. Der Arzt, der Gräfin trautester Freund, hatte ihr eröffnet, wie er von hoher Behörde aufgefordert worden sei, über den Gesundheitszustand ihres Vaters und sein geistiges Vermögen Zeugniß einzusenden. Der Staat trage billiges Verlangen, unter der Befugniß, für eine bedeutende Seelenzahl zu sorgen, deren Aufsicht unmöglich einem Geisteskranken anvertraut bleiben könne, das schöne Majorat bei Leibesleben seines derzeitigen Grundherrn zu ererben, und den Grafen Frankenstern anständig zu pensionieren. Zudem wisse er von guter Hand, daß der Bischof, in Kenntniß von dem Gelübde der Mutter Albanen's sich höchlich wundere, wie und warum dem Himmel eine Seele und der Kirche ein Brautschatz so lange vorenthalten werde. — Auch von dieser Seite drohe den Verhältnissen der Gräfin ein Angriff. — Sonach sei es an der Zeit, sich diesen Anmaßungen zu entziehen.

Wie durch Inspiration jener Frage an das Gewissen seines Leibarztes kundig, beantwortete der Graf sie selbst. Nie war er gesammelter gewesen, als zu dieser Zeit, wo die Zerstreuung der Reiseangelegenheiten seine verworrenen Gedanken auf gewisse Weise entschuldigt haben würde. Da war kein träges Säumen mehr. Gleich einem schlafenden Funken, den ein Hauch plötzlich weckt, leuchtete er auf, und entbrannte auch wohl im Zorn über so manchen Mißbrauch, der sich eingeschlichen. Die Beamten erstaunten, denen er sich edelstolz als Herr zeigte, als der gütige Schützer seiner Unterthanen gegen die Strenge der Verwaltung. Alles trat in ein anderes Licht — und erröthend vor Freude, schrieb der Arzt seinen Bericht an die Regierung.

Doch nur für diesen Zweck schien der Graf zu thätiger

Umsicht erwacht zu sein. Er sank alsbald wieder in seine gewöhnliche Apathie zurück, und fuhr mit geschlossenen Augen und Sinnen durch die Natur, ohne daß ihre schönsten Wunder vermocht hätten, nur mit einem Strahl göttlicher Offenbarung an seinen finstern Geist zu dringen.

Albane webte um ihn wie ein Schatten, und verließ ihn nie; die Pflicht der Sorge für ihren Vater erfüllte jeden ihrer Augenblicke. Auch bedurfte der Graf dieser Treue. Die Furcht vor dem Tode quälte ihn abwesend minder, und war zu der fixen Idee geworden, dieser Feind seiner Lebensruhe könne ihn nicht ereilen, so lange er von Ort zu Ort zöge, wie man nur in der Heimath schlafen zu können meint. Ein beständiges Fliehen trieb ihn rastlos umher, und die Geißel der Menschheit vereinigte sich mit diesem unstäten Drange, ihm keine bleibende Stätte zu gönnen.

Der Ausbruch des Krieges hatte das Land überschwemmt — die Güter des Grafen waren stark mitgenommen. Albane erkannte es als eine nicht genug zu preisende Wohlthat, diesem Drangsal entronnen zu sein. Sie lebte in verborgner Stille mit ihrem Vater, bald hier, bald da. Ein dem Grafen vormals befreundeter reicher Edelmann, der sein einsames Alter in der Hauptstadt gesellig erheiterte, hatte Albane und ihren Vater unterweges getroffen, und ihnen seine unbewohnten Schlösser in Auswahl zum Aufenthalt angeboten, welche sie zu Zeiten benutzten. Der Oberverwalter sendete die verlangten Summen durch die dritte, vierte Hand gegen die Unterschrift des Grafen an ein Handlungshaus, und mußte in Allem für sich selbst stehen. —

Ein Irrthum hatte die Nachricht, Albane sei todt, in Bonna verbreitet, leicht für wahr angenommen, da ja die Gräfin immer kränklich gewesen. Eine authentische Bestäti-

gung war unter jenen wüsten Umständen nicht einzuziehen. Niemand zweifelte, auch Sylvius nicht. Wir wissen, welche Folge dies hatte. Zweifel wäre hier Glauben gewesen — Glaube der Liebe! —

Als die Gräfin daher ihren Gemahl in Tony's Arm erblickt, als sie die Geschichte der verstorbenen Frau aus seinem Munde vernommen, da war ihr Zustand der jener abgeschiedenen Gattin vergleichbar, welche, wie eine sinnige Sage uns erzählt — nachdem sie ihren Gatten, den zu trösten sie aus der Unterwelt heraufgestiegen, an der Seite seiner Braut gesehen, ob auch nur einen Augenblick lang — willig in die Hölle zurückgekehrt sei auf ewig. — Albane floh vor diesem Anblick, diesen Worten, unauslöschliche Flammen im Busen. Wie eine Verfolgte warf sie sich an den Hals ihres Vaters, und das ungestüm klopfende Herz begehrte Zuflucht bei ihm. Sie wußte nicht, daß Sylvius sie für todt hielt. Die Gräfin dachte endlich nicht daran, daß sie selbst sich zuerst von ihrem Gemahl losgerissen hatte. Aber nichts destoweniger fühlte sie unter heißen Schmerzen, wie sehr sie ihn geliebt, und daß er sie nicht hätte vergessen dürfen noch sollen. Jener Moment, der sie davon überzeugte, hatte eigentlich und weit anders als ihre Trennung ein inniges Band zerrissen, und das Herz blutete nach.

„Dies also war die Liebe —" sagte Albane mit dem wunden Lächeln einer frischen Kränkung, „der ich mein Seelenheil geopfert!? — O Gott! so lieben Menschen, — Männer! O meine Mutter!"

Ihr grauete nun vor nichts mehr auf Erden, es wäre denn die Rückkehr nach Bonna gewesen. — Nach und nach spannten ihre Gefühle sich ab, und eine tonlose Stille, die keinen Anklang mehr von sich giebt, schwebte um das zer-

trümmerte Saitenspiel ihrer Empfindung. Wenn alle Schmerzen der Seele sich durch Mittheilung lindern, die Leiden gekränkter Liebe nicht. Diese tragen sich nur allein. Wo Menschen um eine verlorene, verrathene Liebe wissen, da wird ihr Verlust doppelt gefühlt, da ist der Schmerz jenes Wissens größer, als der ihrer Erfahrung. Wer getröstet sein will, darf nur die Theilnahme der Engel ansprechen, und wirklich war ein Engel Albanens einziger Trost, ihre kindliche Pflicht.

Graf Frankenstern war allgemach ein Greis geworden. Sein Körper schien gesund, doch sein Geist bei zunehmenden Jahren die zerstörende Kraft verloren zu haben, und in einen gewissen Zustand der Kindheit zurückgegangen zu sein. Seine Imagination war ein Spiel — aber mit ernsten Gegenständen. Er interessirte sich für Politik — allein nur in Gemäßheit seiner verworrenen Begriffe. Aus Mangel entsprechender Mittheilung berief er oft die Monarchen und ihre Feldherren zu sich, und legte ihnen seine Ansichten und Plane vor. „Ach!“ sagte er dann, und deutete traurig auf die hohen Stühle. „Sie schweigen, meine Tochter! ich hoffe wenig.“ Albane schwieg auch. Sie hoffte gar nichts mehr. —

Die Gräfin pflegte ihres Vaters treu und sanft wie eine Mutter. Sie schmückte sich geduldig, wenn er es für solch eine Zusammenkunft wünschte, sorgte für eine vornehme Bewirthung, die unberührt blieb, weil nur Geister zu Gast waren — und machte ihm allen Willen, wie man einem kranken Kinde thut. Mit träumerischem Lächeln starrte sie in die wüste Leere des Zimmers — nur der Spiegel zeigte ihr ein bleiches Bild. Aber jener Friede, welcher höher ist als alle Vernunft, fing an, bei ihr einzukehren.

Vorzugsweise beschäftigte den Grafen eine welthistorische Person, der beseitigte Schutzgeist Napoleons, die Exkaiserin von Frankreich. Sie war die liebste Puppe seiner Gedanken, ihr Schicksal trug er im Herzen — und hätte lieber gesehen, daß Jedermann diese erste Frau auf Händen trüge.

„Heut kommt Josephine — sie hat es mir geschrieben," sagte der Graf und blickte in einen kleinen Zettel, der vor ihm lag, „binde Dir ein besseres Halsband um, meine Tochter."

Albane erblaßte. Dieser theure Name regte die tiefste Sehnsucht ihres Busens auf. „Wenn das wäre," antwortete sie mit wankender Stimme, „dann hätte ich nur einen Schmuck —: zahllose Perlen! Perlen aus dem tiefsten Meer!" Und über ihre Wangen rollten Thränen, in denen ein Glanz von Freude schimmerte.

Die große Tragödie des Völkerkrieges war nun aus. Die Heerführer und ihre Schaaren steckten das Schwert in die Scheide, die Fürsten zogen ruhmgekrönt nach Haus. Die Blüthe der Nationen war gefallen. — Gras wuchs über den Schmerz der Welt. So manchen Braven deckte ein fremder Hügel. — Jetzt war dem Grafen zu Muthe, als wäre ein langer Kampf in ihm zu Ende, und er dürfe nun auch heimziehen. Er sehnte sich nach Ruhe — nach einer neuen oder vielmehr alten Ordnung der Dinge. „Albane," sagte er, „ich habe es nun satt, dies Nomaden-Leben. Wir wollen fort, nach Bühle —" ein leiser Schauer vor Bonna rieselte über seine Nerven — „hörst Du? meine Tochter?" Dann setzte er hinzu: „Sanct Capella ist nicht weit von dort."

„Die Klöster sind aufgehoben —" antwortete die Gräfin, indem sich bei dem Worte ihres Vaters der Schleier hob,

worein sie, völlig entsagend, alle Wünsche, ihr irdisch Leid, vor der ganzen Welt verhüllt hatte.

„Nun, das Stift steht ja noch —“ versetzte Jener, als wolle er sich nicht merken lassen, daß er daran nicht gedacht. „Nonne kannst Du nicht werden —“ fuhr der Graf wie befreit fort, „nicht Seine päpstliche Heiligkeit, nein! der himmlische Vater selbst hat Dir Dispens davon gegeben, und Du bist mehr als eine barmherzige Schwester, Du bist eine wohlthätige Tochter geworden für mich alten schwachen Mann!“

Da weinte Albane laut. Sie fühlte sich entsündigt, und daß die Liebe des Gesetzes Erfüllung sei.

Die Zurüstungen zur Reise wurden nun getroffen. „Wie werde ich Alles finden?“ fragte die Gräfin sich tausendmal. Das Thor der Möglichkeiten that sich weit vor ihr auf — doch der künftige Tag ist den Sterblichen verschlossen.

Wir finden Therese auf der Reise nach ihrem künftigen Wohnorte wieder. Sie sitzt an der Seite des Gemahls, berührt von seinem Mantel; ihre Hand liegt in der seinigen —; aber die Jahre ihrer Entfernung, die Länder, welche Constanz durchreis't, liegen fühlbarer noch für seine Gattin zwischen ihnen. Sogar seine Stimme klingt ihr fremd — wie von einem dunkeln Jenseits herüber. Jener rührende Zauber, womit die geliebteste Stimme an die Seele dringt, er war vernichtet durch eine Gegenkraft — und Therese hörte nur, daß ihr Mann etwas heiser sei. — Sie blickt in den Boden seines Hutes, den sie auf ihrem Schooße hält, weil Constanz, um besser zu ruhen, sich mit unbedecktem

Haupte in der Ecke des Wagens geschmiegt hat; doch eigentlich blickt sie in die Tiefe ihres Herzens, das auch ohne Obhut und deßhalb übel gefahren ist — und ein fremder Meister hat dort auch sein dunkles Zeichen angeheftet. — Die Fahrt geht rasch; aber Therese kann sich von dem Gedanken an das Stift nicht losreißen, und doch, so wie der unermeßliche Himmel sich vor ihr ausspannt, spannt ein geheimnißvoller Aether die Flügel ihrer Sehnsucht nach der Ferne. —

„Erzähle mir etwas, Du Liebste! von Deinen Freunden —" sagte Constanz zu seiner schweigsamen Gefährtin, „und vergönne, daß ich Dir still zuhöre. Es ist, als ob mir jedes Wort einen schmerzenden Reiz in der Luftröhre verursachte. Wie es scheint, hast Du sehr glücklich in Sanct Capella gelebt."

„O sehr glücklich!" antwortete Therese mit einem Seufzer der Wehmuth; und der Ton dieser Versicherung hätte ihren Mann beleidigen müssen, wenn er innigere Ansprüche an seine Frau gemacht.

„Der Ort ist doch wirklich zauberisch schön gelegen," fuhr Therese fort, „und läßt nichts vermissen. Wir bildeten eine kleine Gesellschaft unter uns, das ist denn ein ganz anderes Verhältniß, als die Verbindungen in der Mitte der Welt. Wir waren Hausgenossen — e i n e Familie gleichsam — und mit wahrer Lust im Bann des Klosters. Die Verschiedenheit der Charaktere, welche dazu gehört, um innig im Umgange zu sein, gab unserm einfachen Zusammenleben vielseitiges Interesse. — Welch ein köstlicher Mensch ist der Bruder! Nur gesünder möchte ich mich ihn wünschen, obgleich er sich in der letzteren Zeit erholt zu haben schien. Dann Fabia — wie eine Mutter war sie für mein Bestes bedacht.

Man muß sie nur kennen. Wer sie aber kennt, schätzt sie gewiß. Sie gleicht einem süßen Kern in spröder Schale. Und etwas Lieberes, als die alte Nonne, die Du gesehen hast, kannst Du Dir gar nicht denken, Constanz. Das ist wahrlich eine heilige Jungfrau, die besser als der Papst die Sünde den Menschen verzeihen könnte! — Da ist nichts von der finstern Verdammniß zu spüren, die Niemand selig werden läßet, der die Welt ein wenig lieb hat. Schwester Veronica ist sanftmüthigen Geistes, mild gegen Jedermann — kein feindlicher Gedanke, kein gehässiges Gefühl fände Raum in ihrer friedenvollen Seele. Auch hat sie selbst geliebt und ihr Herz dieser Liebe geopfert. Man kann diese kleine Geschichte nicht ohne die größte Rührung hören. — Dafür scheint ihr denn auch ewige Jugend geworden zu sein, und ich habe zuweilen schon gedacht, die gute Nonne stirbt wohl gar nicht, und wird in ihrem Erdenleibe, worin sie himmlisch lebt, einmal von Engeln emporgetragen."

„Deine Schilderung ist begeistert, meine Therese —" fiel hier Constanz seiner Gattin in die Rede, „und ich hätte Dir so viel Sinn für klösterliche Vorzüge kaum zugetraut."

Therese empfand die leise Ironie in den Worten ihres Mannes nicht. Sie sprach: „Von der Clausur merkte man nicht das Geringste an ihr. Veronica konnte sehr heiter sein, und sogar anmuthig scherzen. Wie oft hat sie über die tollen Lügen Moorhausens herzlich gelacht! Wo selbst der Schwager ergrimmte, sagte sie nur, es ist ihm zur andern Natur geworden, ich denke mir, er genießt das Vergnügen eines Fabeldichters, der aus dem Stegreif erzählt, und gönne es ihm."

„Und der Major?" mit diesen drei Frageworten störte hier abermals Constanz die Charakteristik, womit seine Frau

ihn unterhielt, „dem scheinst Du ganz besonders wohl zu wollen.“

Therese erröthete; ein Wiederschein von Purpur, von zarterem Anflug und höherer Farbe als das Futter ihres Hutes, hauchte ihre Wange an, und sie schlug die braunen Augen tief nieder. Sie sprach: „O! das ist auch ein excellenter Mann! Den solltest Du kennen. Er war mir väterlich gut, und ich hätte ihm zuweilen die Hand küssen mögen.

Hier zog Constanz die seinige aus Theresens Hand, und schlang einen Knoten in das bastseidne Schnupftuch, als wolle er sich etwas in das Gedächtniß knüpfen. Eine Pause trat ein, dann sagte er: „Dieser Major Feldmesser —“

„Feldmeister,“ berichtigte Therese, und ihr Mann redete weiter, „hat mir auch sehr gefallen.“ Seine Frau warf auf diesen Ausspruch ihm einen schönen Blick zu, und erwiederte: „Er ist der beste Freund Deines Bruders, und diesen Rang wird ihm schwerlich jener Sylvius streitig machen, der mir immer unheimlich vorgekommen ist.“

„Nun der Schatten darf Deinem Gemälde auch nicht fehlen —“ versetzte Constanz, „doch das Schönste, den Lichtpunct, hast Du Dir bis zuletzt aufgehoben, Josephine. Dieses liebenswürdige Geschöpf, erquicklich in seinem Anblick und bescheiden, ist ein wahres Blümchen Augentrost.“

Es ist ein schlimmes Zeichen, wenn eine Frau, auch die beste — das Lob einer Andern ihres Geschlechts, ohne Eifersucht, aus dem Munde ihres Gemahls hört. Ohne die leiseste Empfindlichkeit entgegnete hierauf Therese: „Es ist ein seelengutes Mädchen, und gar nicht etwa einfältig, wie man glauben könnte. — Sie wird strenge gehalten, die arme Josephine! und ihren zarten Kräften wird viel auf-

gebürdet, was nur durch diese stille Duldung zu ertragen möglich ist."

„Das süße Lamm!" sprach Constanz mit regem Bedauern; „doch, nach dem Sprichwort und der Erfahrung, „regieren gestrenge Herren nicht lange." Ein diplomatisches Lächeln spielte um seinen Mund. Und weil dieses Bild von raschem Umschwung ihn in den Kreislauf seiner Vergangenheit zurückversetzte, so kam er durch eine sehr natürliche Verbindung der Ideen auf die Frage: „Wie brachtet Ihr denn sammt und sonders Eure Tage zu?"

„Du meinst, wir hätten Langeweile gehabt? nicht einen Augenblick, sage ich Dir!" versicherte Therese mit leuchtenden Augen. Und das Queckfilber ihres Temperaments machte ihre Seele zu einem Spiegel, der die kleinen Freuden des Stiftes glänzend verdoppelte; ihre Rückblicke zeigten Alles in erhöheter und reinster Potenz. „Des Abends waren wir zusammen und spielten Whist oder Schach —" setzte sie mit fallender Stimme hinzu; und der Tagesbericht der muntern Kostgängerin von Sanct Capella endete in einem langen, ernsten Seufzer.

„Und da schlugst Du selbst den tapfern Feldmeister aus dem Felde — nicht wahr?" fragte Constanz, ihrer Fertigkeit sich entsinnend, und zupfte seine Frau an einem Löckchen hinterm Ohr. Aber es war Theresen, als ob sie am Gewissen gezupft würde.

„Nicht immer —", antwortete sie halblaut, „ich war auch bisweilen im Verlust." — War es der versteckte Sinn dieser Worte, oder der Geist der Liebe, der in der Erinnerung an das Schachspiel ahnungsvoll sein Herz bewegte? — Genug, die Wage seines unpäßlichen Gleichmuths schwankte, und der Ton war von Gewicht, als ob ein Vor-

wurf ihn herabzöge, womit er sagte: „Da Deine Zeit so mit Vergnügen besetzt war, wie ich zu dem meinigen höre, — so fandest Du wohl wenig Muße, meiner zu gedenken? —"

So hätte Constanz jedoch nicht fragen sollen! Therese ward sich bewußt, daß ihr Gemahl beinahe drei Jahre abwesend gewesen. Sie antwortete tiefsinnig lächelnd: „Es braucht viel Zeit, bis eine Welt untergeht." —

„Wo hast Du die Phrase her, Therese?" fragte Constanz, erstaunt über das Wissen seiner Frau, und über die Anwendung, welche sie von jenen Worten machte.

„Ich schlug sie jüngst in einem Buche auf, worin der Bruder las —" sagte die schöne Frau, welcher der Verfall des ganzen römischen Reichs übrigens sehr gleichgültig war.

„So bin ich noch Deine Welt?" fragte er seltsam heftig, und neigte sich zu ihr, und Theresens Blick, ein Abglanz jener Sonne, die ihn einst erwärmt, fiel wie ein Mondstrahl, kühl und geheimnißvoll, in das Düster seiner Vorstellungen.

Während der längeren Dauer dieser Reise suchte Therese durch freundliches Geschwätz ihren Mann zu erheitern, der sich leidend dabei verhielt. Wenn sie beflissen schien, von Diesem und Jenem zu sprechen, so war's vielleicht, daß er ihre Absicht merkte, was ihn verstimmte. — Das Bedürfniß der Unterhaltung ist ein schlimmes Merkmal für die Liebe. Wo ein Liebender die Langeweile des Andern empfindet, da ist dieser Andere schon verkürzt. Ein Herz, ganz von seinem Gegenstande ausgefüllt, bedarf nichts als des Glückes, bei ihm zu sein. Liebende sind — ist ihr Verhältniß in der Ordnung — Sich die Einzigen, die da leben; denn jede junge Ehe wiederholt die Schöpfung, und der Athem Gottes hat millionenmal das Paradies geschaffen, seit das erste

verloren ging. Wenn daher Menschen, beseelt von diesem ewigen Hauch, etwas außer sich merken, und mit jenem Bewußtsein, das der Liebe heiliges Glück vernichtet, ihr Gefühl verhüllen, o! dann blitzt der feurigste Gedanke, oder auch ein Witzfunken, nur von dem flammenden Schwerte des Engels, der an der Gartenpforte ihres Edens steht. Sie wandeln fortan zwischen Dornen und Disteln der Erbsünde, und das Kind der harten Erde wird mit Schmerzen geboren, wissend, daß es sterben muß! —

Nach mehreren Tagen, in denen der neue Legationsrath sich und seiner Gattin nur wenige Stunden der Ruhe gegönnt, sahen sie die schöne Stadt nun vor sich, welche der Ort seiner Bestimmung war. In äußerster Erschöpfung freute sich Therese, endlich am Ziel zu sein. Ihr Blut war durch das anhaltend rasche Fahren in Wallung, das feine Geäder am Halse hüpfte, in jeder Fingerspitze hämmerte ein Puls. Sie war zu müde, um sich ängsten zu können, da Constanz sich unwohl klagte. „Dein Husten pfeift ordentlich und hat einen schneidenden Ton," sagte sie unter einem nervösen Frösteln zu ihrem Manne. „Ich denke, wenn Du wirst ausgeschlafen haben, dann giebt es sich."

„Ja, ich denke einen langen Schlaf zu thun —" antwortete Constanz mit mattem Lächeln, und schloß die entzündeten Augen vor dem Häusermeer, das der letzte Abendschein vergoldete.

„Das wolle der Himmel geben!" erwiederte Therese unschuldig auf jene berühmten Worte.

Indessen dämmerte es tief, ehe sie die Stadt erreichten. Es war zur Zeit der Messe, und trotz der abendlichen Späte ein wogendes Gewimmel in den Straßen. Der Reisewagen, dem der blasende Postillon Respect verschaffte,

rückte jedoch nur langsam vorwärts, und hielt am Engel, einem Hotel, das hinsichtlich seiner Vorzüglichkeit so hoch über die Adler und Sterne der besten Gasthöfe ragte, wie der Geist seines Sinnbildes über die menschliche Unvollkommenheit.

Therese erschrak, als die großen Laternen zu beiden Seiten des ätherblauen Schildes, worauf der weiße Engel mit einer Palme in den Händen schwebte, ihren Schein auf das Gesicht ihres Mannes fallen ließen; es war auffallend blaß, Constanz war kaum noch im Stande, die bequeme Stiege hinanzusteigen. Im Zimmer angelangt, sank er beinahe ohnmächtig in einen Stuhl. — Hier, von einem erstickenden Husten, wobei ihm jede Muskel schwoll, krampfhaft erregt, konnte er lange nicht zu Worte kommen; doch als er eines Silbenlautes mächtig war, forderte er einen Arzt, weil der Schmerz im Halse von Minute zu Minute heftiger würde. Es ward bestellt. Alsbald rauschte unter den Händen eines flinken Dienstmädchens das Bett, wonach Constanz stöhnend verlangte; der Tisch war gedeckt, die kräftige Suppe dampfte — aber der Kranke schüttelte sich gegen den Genuß, und der armen Therse war aller Appetit vergangen.

Eine lange, bange Stunde war vorüber, und der Doctor noch immer nicht da. Das Kommen an der Hausthür, das unaufhörliche Gehen auf dem Vorsaale, der Laut jeder männlichen Stimme im Flur täuschte die peinliche Erwartung der harrenden Frau. Constanz lag ganz still, er seufzte nur. —

Unglücklicherweise hatte man für das Erkranken eines Herrn, der mit vier Pferden Extrapost angekommen, nur den vornehmsten Arzt passend gefunden. Leider aber war

dieser der bequemste von Allen, der lieber seinen Leib pflegte, als den derer, die sich seiner Kunst anvertrauten. In solchen Aerzten hat das Gefühl ihrer eigenen Unsterblichkeit die achtsame Sorge für das Leben Anderer verschlungen. Sie fußen fest auf der begrabenen Welt, die einen düstern Lorbeer für sie trägt. —

Jener Primus der Mediciner dieser Stadt, saß bei einem Abendschmause, kaum mäßiger als der in Voßens Idyllen, und gehabte sich gleich seinem Collegen aus Hamburg, den der Pächter redend darin einführt — als der Ruf aus dem Engel an ihn erging. Er that jedoch seiner Menschlichkeit zuvor volle Genüge und gütlich, ehe er ihm Folge leistete.

Endlich rollte sein Wagen vor. „Der Regierungsrath kommt —“ rief der Kellner in das stille Zimmer, und ein stattlicher Mann keuchte die Treppe herauf. Therese war eines deutlichen Berichts fast unfähig, der Doctor verpustete inzwischen. Dann schritt er gravitätisch dem Bette zu, nahm Platz, seine Taschenuhr in die Hand und faßte den Puls des Kranken. Die ruhige Flamme der Kerzen zitterte im Zifferblatt und warf einen prunkenden Schein auf den Orden an der Brust des Arztes. Theresens Herz schlug flüchtig; doch ihr Athem stockte. —

„Eine schlimme Halsentzündung ist im Anzuge —“ war der Ausspruch, wobei Therese ihren schönen, freien Hals wie zugeschnürt fühlte. „Ein Wundarzt muß schleunigst herbeigerufen werden —“ setzte der Doctor dictatorisch hinzu, und betrachtete einige Momente die Gesichtszüge des Kranken, der taub und glühend, wie in den Schmerz von Flammen eingehüllt, da lag, und kein Zeichen der Theilnahme an seinem eignen Wohl und Weh — von sich gab. Man brachte das verlangte Schreibzeug, der Doctor schrieb nach

kurzem Besinnen einige chaldäische Schriftzüge blasser Tinte, und schlang seinen Namenszug in eine großartige Hieroglyphe. Dann schnitt er — mit der Scheere der Parze — den Streifen Papier ab, und reichte ihn einem Aufwärter, der schon darauf wartete, das Recept in die Apotheke zu tragen.

Unterdessen kam der Wundarzt und empfing seine Anweisung. Dann entfernte sich der Regierungsrath, um an die Tafel des Wohllebens zurückzukehren; unbekümmert darum, ob auch wissend — daß ein bedeutender Mann hier in dringender Gefahr sei.

„Verlassen Sie mich nur nicht!“ flehte Therese den Wundarzt an, der, ein guter Mensch und viel sanfter als sein Beruf — ihr versprach, die Nacht über da zu bleiben. „Auch wird es nöthig sein —“ sagte er, um diese Maßregel durch mehr als sein Mitleid, durch Erkenntniß der Gefahr zu rechtfertigen, „der Herr Gemahl haben die Bräune.“

Therese starrte den Chirurg mit ihren braunen Augen an, die auch wohl gefährlich werden konnten, und fragte furchtsam: „Die Bräune? an der sterben doch wohl nur Kinder? —“

Der Wundarzt schwieg; ein Lächeln trüber Erfahrung, ein leises Achselzucken nur war seine Antwort.

Mit einem kindischen Grauen sah Therese ihn die zappelnden Blutegel auspacken, die sich ihr wie kleine dunkle Schlangen an das Herz legten.

Welch eine Nacht! — doch auch die Schatten der bängsten zerfließen.

Als der goldne Morgen heraufstieg, zerfloß Therese in tausend Thränen. Constanz war gegen die dritte Stunde ge-

ſtorben. Mit allen Schauern der Natur hatte ſeine Frau zum erſten Male den Tod geſehen, und in den Zügen deſſen, den ſie einſt geliebt. Dort lag er nun, ein ſtarrer Leichnam! Die bleierne Stille ſeines Anblicks wirkte zermalmend auf Thereſens Leichtſinn — es waren die ſchwerſten Stunden, die ſie gelebt; denn an dem Todtenbette ihrer Mutter hatte die Liebe ihr zur Seite geſtanden.

„Eine Stunde früher —“ hatte der Wundarzt unbedachtſam geäußert, und der Kranke wäre zu retten geweſen; jene Stunde der Säumniß, am Tiſche des reichen Mannes, die dem armen Conſtanz himmliſches Manna zu koſten gab.

Das Geräuſch des Tages erwachte, der Markt füllte ſich mit Menſchen, die Kaufleute legten ſchöne, bunte Waaren aus. Eine fremde, gleichgültige Welt bewegte ſich unter Thereſens verweintem Blick. Die Sonne ſchien frühlingsheiter — ſah denn das Auge Gottes dieſen Jammer nicht? — Die furchtbare Eile dieſes Vorfalls machte den Eindruck davon auf das Gemüth der beklagenswerthen Frau noch gewaltſamer, ſo daß ſie zu erliegen glaubte. Sie fühlte ſich fürchterlich allein. Sie dachte an die Bewohner des Stiftes, die ruhig träumen würden, es gehe ihr nach Wunſch. Endlich ſank ſie in eine fühlloſe Mattigkeit.

Wie ungemein dies traurige Ereigniß nun auch war, ſo konnte der Wirth zum Engel, bei dem Gedränge ſeines Hauſes, ſich nur auf flüchtige Beweiſe ſeiner Theilnahme einlaſſen. Er übernahm die Meldung bei den Behörden, die Beſorgniſſe der Beſtattung, und hatte nun für weiteren Beiſtand keine Zeit, doch deſtomehr, ſeine Gäſte mit jenem intereſſanten Vorfall zu unterhalten. Zum Tröſter war der praktiſche Mann ohnehin nicht geſchaffen. Man denke Thereſe! ſie, die, ſelbſt für den freudigſten Zweck, keines ge-

schäftsmäßigen Bestellens jemals fähig gewesen, sollte nun Auskunft geben, wie sie wünsche, daß ihr Gemahl begraben werde, mit dem Tischler reden, der, das Maß zum Sarge zu nehmen, kam, und dem Schlosser Gehör geben, für den der Wirth bat, daß er die Arbeit bekäme. — „Ich beschwöre Dich, Füßli," — sagte sie mit gerungenen Händen zu dem Bedienten ihres Mannes, einer treuen, leidtragenden Seele, „überhebe mich dieser Menschen, die härter sind als ihr Holz und Eisen, das sie handhaben! Ich halte es länger nicht aus, ihnen Rede zu stehen."

In einem kraftlosen Zustande lag sie auf dem Sopha; unter ihren Fenstern summte das Gewühl. Sie glaubte, die Bewegung des Fahrens noch zu empfinden, zuweilen schrak sie auf, im Gefühl von einem tiefen Fall. Wie im Traume traten die Bilder vergangener Stunden zu ihr hin. Es war ihr, als ob Fabia spräche: „Du bist nun auch eine Wittwe, wie ich!" Eine Wittwe! diesem bangen einsamen Begriff widerstrebte ihre frische Jugend, und der harmlose Sinn, welcher sie bisher beglückt hatte. Die Glocken hallten mit tiefen Tönen dies Wort — die Stille flüsterte es nach, und die Reiseuhr, die noch regelmäßig ging, da die Zeit ihres Besitzers abgelaufen war, pickte mit sachter, silberner Ruhe, daß es wirklich wahr sei. — Auf einmal fragte sie scheu und leise: „Hörtest Du nichts, Füßli?" „Nein," antwortete der Bediente, „ich glaubte, gnädige Frau wären eingeschlafen, und dankte meinem Gott dafür." „Ach!" fuhr er sein betrübtes Herz erleichternd fort, „zur Messe ankommen und sterben, und in einem Gasthofe sein, das ist Alles, was ein Mensch ausstehen kann. Das Leichenbrett sogar steht auf der Rechnung."

„Ach laß es stehen! Sei nur still, um Gotteswillen —

wenn Du nicht willst, daß ich selbst den Tod davon habe —“ sagte Therese abwehrend, „es war mir, als hörte ich Jemand sprechen, dessen Stimme mir bekannt ist.“ Sie lauschte nach der Wandseite.

„Eine Herrschaft vom Lande, eine alte Baronin, war eben angekommen, und logirt daneben —“ antwortete Füßli, und seine Dame nahm doch Anstand, ihm einen Auftrag der Neugier zu geben.

„Mein Kopf ist wüst —“ sagte Therese, „und in diesem Gewirre der Angst werden einem selbst die stillsten Gedanken laut.“ Doch wie von jener Täuschung besänftiget, schlief sie nun wirklich ein.

Als Therese am nächsten Morgen zu einer dumpfen Besonnenheit erwachte, sagte sie: „Mit Schrecken sehe ich, daß ich noch wie ein Regenbogen gekleidet bin — ich muß doch wohl ein wenig trauern? Mir ist ganz schwarz vor den Augen, wenn ich nur daran denke. Gehe Füßli, und kaufe mir einen Streifen Flor zur Binde — eine finstre Haube könnte ich nicht tragen um keinen Preis. — Dann hole mir ein Paar Schuhe von Serge; nimm einen von diesen mit, sie passen mir am besten.“ Sie schleuderte den Probeschuh — eine seidene Aurora — von dem zierlichen Fuß, und setzte mit einem herben Lächeln hinzu: „Wer mich so sähe, müßte glauben, ich wandelte auf Rosen. — Das Kleid will mir die Wirthstochter besorgen.“

Der Befehligte ging und kam lange nicht wieder. Endlich trat er ein mit einer gewissen Hast, der Athem schien ihm entgangen, und die Zornader stark angelaufen.

„Du warst lange, Füßli —“ empfing ihn seine Dame im Klageton eines gütigen Vorwurfs, „wohl eine Stunde,

und Du glaubst nicht, wie bange mir der Augenblick vergeht, den ich ganz allein zubringe."

„Kann nichts dafür, gnädigste Frau," entschuldigte sich jener, „es ist überall ein Gedränge, man kann nirgends zu. Aus einem Viertel machen sich die Kaufleute nichts — es wird Alles im Ganzen abgesetzt; da ließen sie mich stehen. Dann müssen kleine Füße bei großen Damen hier rar sein. Des Suchens war kein Ende, und an Kinderschuhen von diesem Maße kein Vorrath. Zuletzt hatte ich noch einen Auftritt auf offner Straße. Es ist hier eine verflixte Polizei."

„Wie so?" fragte Therese, und schickte sich an, den Einkauf zu versuchen.

„Nun," antwortete der Bediente mit entrüstetem Tone, „wie ich so im besten Gehen bin, kommt einer von der Polizei daher — ich meine, das müsse er gewesen sein — stiert auf meine Hand und ruft: Freund! wo hast Du den Schuh her? — Es fiel mich an. Mein Herr Officier, gab ich ihm zur Antwort, gestohlen habe ich den Schuh nicht, und um das Weitere braucht sich Niemand zu kümmern. Nun legte er sich aufs Bitten, besah sich den Schuh von allen Seiten, so daß ich daran denken mußte, was mir, da ich noch ein kleiner Knabe war, meine Mutter seliger von einem bezauberten Prinzen erzählte, der — — "

„Ich weiß, ich weiß —" unterbrach ihn Therese mit einiger Heftigkeit. — Füßli starrte seine Dame an. Sie war wie mit Blut begossen — er meinte, es käme vom Bücken; nur über seinen Horizont ging es gänzlich, daß sie wissen wolle, was er aus dem tiefsten Winkel der Beilade seiner Mutter Goldamme hervorzusuchen im Begriff gewesen.

„Wie sah denn der Herr aus?" fragte sie.

„Es war der hübscheste Polizei-Lieutenant, den ich noch gesehen habe —“ antwortete Füßli, „lang und wohl gewachsen; aber seine Keckheit hatte mich verdrossen, deßhalb gab ich ihm nur kurzen Bescheid.“ Therese ließ sich die Uniform beschreiben. Sie hörte still zu, dann sagte sie mit rügender Stimme: „Du hättest ihm doch höflicher Auskunft geben sollen.“

Füßli, stumm gekränkt, schüttelte leise den Kopf. Er meinte in seinem schlichten Verstande, daß selbst die betrübteste Frau sich von der Aufmerksamkeit eines Mannes geschmeichelt fühle, die dem kleinsten ihrer persönlichen Reize zu Theil würde, er wußte nicht, wie viel feiner Therese schloß, da sie ihrem Diener den Mangel eines verbindlicheren Benehmens vorhielt. —

Jetzt ward es laut auf dem Vorsaal. Therese öffnete die Thür und trat hinaus. Die Dame vom Lande, ihre Wandnachbarin, stand im Begriff abzureisen, von ihren Leuten und den dienstbaren Geistern des Gasthofs umgeben, welche mit Schachteln, Paqueten, Flaschen und hundert unnennbaren Kleinigkeiten des Bedarfs zu einem behaglichen Leben, belastet waren. Sie selbst glich einem wandelnden Pavillon, blieb aber stehen, als die ätherische Gestalt Thereses, nur etwa wie ein Trauermantel mit leichtem Schwarz besäumt, aus der düstern Stille ihres Zimmers aufflatterte, und redete sie an. „Ach, meine Liebe,“ sagte sie mit einer Fülle von Gutherzigkeit in dem wohlgenährten Gesicht, „Sie sind gewiß die junge Dame, welche hier zu einer so traurigen Erfahrung gekommen ist? — Wie mich das gedauert hat! so jung Wittwe werden, das ist in Wahrheit betrübt. Wie gern hätte ich Ihnen meine Theilnahme bezeugt! Aber man hat den Kopf so voll von Einkäufen, — sieh, Dört-

chen! o verzeihen Sie — den polnischen Gries, den haben wir ja nun doch vergessen!" Therese bedeckte mit der weißen Hand die Augen, vor all' diesem häuslichen Wust. Sie hätte keiner Erinnerung bedurft an den unwirthbaren Boden ihrer Heimath. Mit leisem, verachtendem Stolz, wie er dem Schmerz und der Liebe gegen solche Geringfügigkeiten eigen ist, verbeugte sie sich, aber doch mit der Grazie des Kummers.

„Könnte ich Ihnen irgend womit dienen?" fragte die Baronin im Tone erhöheter Achtung, da sie kein Sterbenswörtchen, kaum einen Seufzer, aus diesem schönen Munde vernommen, der ein so heiliges Recht zur Klage hatte, deren Zurückhaltung stets am stärksten an das Herz des Mitleids dringt. Therese dankte gerührt. Sie konnte den Wunsch, ein aufrichtiges Mitgefühl zu äußern, nicht verkennen.

„Die Zeit —" setzte die Baronin, wie wenig sie deren auch zu haben schien, in der Weise einer erfahrnen Trösterin hinzu, „die Zeit, glauben Sie das mir, meine Beste! lindert auch den größten Schmerz. Da mein guter Mann starb — er ist nun schon seit zwanzig Jahren todt — da meinte ich auch nicht, noch einen frohen Tag zu erleben. Es giebt sich jedoch Alles, auch das, was uns beugt. — Werden Sie, wenn man fragen darf — Sich lange hier aufhalten?"

„Ich fürchte nicht, daß ich das müßte," antwortete Therese mit einem Blick voll Schauer, „der Boden dieses Hauses brennt unter meinen Füßen."

Die Dame nickte, gleich einer unförmlichen Pagode auf diesem großartigen Kamin, worin ein frisches Leben zu Asche geworden war, und sprach: „Sonst hätte ich Sie gebeten,

zu mir zu kommen, auf mein Gut. Ich bin die Baronin Lenau."

Dieser Name schlug mit einem bekannten Klange nicht an Theresens Ohr, nein! an ihr Herz. Therese wußte von jenem Nicolaus, der ihn mit dichterischen Ehren führt, und würdigte ihn wohl höher als den Kaiser, den sie als einen Feind ihres zerstückten Vaterlandes betrachtete. Eine poetische Verwandtschaft so wenig wie eine andere, zwischen diesem Lenau und der Baronin ließ sich gleichwohl schwerlich voraussetzen, und doch — trotz der Prosa dieser Erscheinung, und wie versunken in sich selbst Therese auch war, so flüsterte, da sie ihn nennen hörte, ein zartes, ob auch melancholisches Gefühl, wie das Schönste seiner Schilflieder es erregt, in ihrem Busen auf. —

Das Wohlwollen verbindet schnell. Mit einem Zuge von Wehmuth ließ Therese die Baronin aus den Augen. Sie trat ans Fenster, und sah die bepackte Landkutsche, von ihrer aristokratischen Bestimmung zu einer anspruchslosen Victualienfuhre benutzt — langsam und schwerfällig abfahren. Therese dachte dieser flüchtigen Begegnung nach, welche sie doch ein wenig zerstreut hatte. Sie besaß überhaupt eine gewisse Vorliebe für ältere Personen ihres Geschlechts und die Gabe ihnen zu gefallen; hingegen Frauen von mittleren Jahren konnte sie nicht leiden, ohne sich eines Grundes dafür bewußt zu sein. Diese Eigenheit, denen, die mit ihr lebten, so bekannt, daß, als Therese einst ein rüstiges Weib, welches ihr Erdbeeren feil bot, gegen ihre Gewohnheit ziemlich unfreundlich abwies, ihr Schwager lächelnd sagte: „Die Arme hat wahrscheinlich nicht das rechte Alter, um Dir sammt ihren schönen Früchten anzustehen? —" hielt sie vielleicht theilweise von Fabia entfernt,

während ein Verhältniß ungeheuchelter Zuneigung zwischen der alten Nonne und der jüngsten Schwägerin des Administrators bestand.

„Es giebt sich Alles," hatte die Baronin gesagt, „auch das, was uns beugt."

Was ist wohl starrer als der Tod? Und doch schmiegt der Gedanke an die Verstorbenen sich allmählich unsern Vorstellungen an, hausbequem wie ein Kleid, in dessen weiten Falten ein wenig Staub ruht, ohne daß auch das reinste Herz davon beunruhigt würde.

Therese blickte tiefsinnig in das Gewühl, welches geräuschvoll wie ein Strom, doch eben so unverständlich sich unter ihr bewegte. Stunde an Stunde verrann — gegen den Abend sollte Constanz still, doch feierlich beerdiget werden, und seine Frau begehrte, während dieses Acts allein zu bleiben. Füßli wagte bescheidenen Widerspruch; das Gefühl der Einsamkeit und eines gemeinsamen Verlustes hatte dem treuen Diener Freundesrecht dazu gegeben.

„Es ist so schön, gnädigste Frau," sagte er beklommen, „wenn ein Ehegatte den letzten Gang mit dem Andern nicht scheut, sei es immerhin der schwerste. Ich möchte sagen, es sähe den Frauen so ähnlich. Die Mutter blickt zehnmal in die Wiege, ob ihr Kindlein gut schläft, eine Pflegerin achtet darauf, ob die Kissen des Kranken recht liegen, und eine Wittwe sollte das Auge abwenden und nicht sehen wollen, wie man ihren Todten gebettet hat? — Was mich betrifft, so würde ich meinen Herrn begleiten, und wenn ich auf den Knieen seinem Sarge nachrutschen müßte."

Therese erröthete beschämt, und ein Anflug von Zorn über den Vorwurf, der in diesen treuen Worten für sie lag, schürte die Flamme ihres Angesichts. Sie sagte mit

Selbstvertheidigung: „Daß ich mein blutend Weh vor den Augen fremder Menschen entschleiern und der Neugier ein Schauspiel geben sollte, dies kann ich nicht. Es wäre eine Form, die meinem Wesen widerstände; meinem Constanz hilft es nicht mehr, und wem schadet es, wenn ich lasse, was zu thun er selbst unräthlich finden würde? — Jeder hat seine eigene Schicklichkeit, guter Füßli.“ Und dabei lächelte sie ängstlich, wie im Besserwissen einer höheren Stimmung.

Jener schüttelte den Kopf, und seine Miene würde ein Kundiger dieser Sprache der Seele in die Antwort übertragen haben: „Aber die Liebe ist doch nur eine!“

„Wäre nur der Schwager hier,“ jammerte Therese, und brach in Thränen aus, deren Thau sie dem Gras des fremden Kirchhofs vorenthielt —, „oder ein anderer Freund, der sich meiner annähme!“ Füßli schwieg gekränkt. Seine weinende Dame sprach: „Verlassener, als ich, ist wohl auf Gottes Erde Niemand — und war ich es eigentlich nicht immer? —“ In dieser Frage, womit Therese sich gleichsam frei sprach von den zarten Pflichten einer Verbundenen, geschah dem Anspruch des Gemahls Eintrag, den der Tod von jedem irdischen Bande gelöst; aber die Stunde des Begräbnisses gab ihm sein volles Recht wieder. Erschütternd in Schluchzen, aufgelöst in Leid, saß Therese im einsamen Sopha, während der, dem sie kraft des ehelichen Gehorsams hierher gefolgt war, zu seiner letzten Ruhestätte schwankte, und sie an fremder Stelle allein ließ. Jeder Glockenhall bewegte ihre Seele in einer Schwingung stürmischen Schmerzes; überwältigt von unbekannten, aber furchtbaren Gefühlen, war sie keines klaren Gedankens fähig. Endlich lagerte sich eine dumpfe Stille um ihren müden Geist. Sie lehnte den

Kopf hinten über, schloß die Augen, und ließ unbewußt einzelne Tropfen unter den Wimpern hervorrinnen. — Im Hause, das den todten Gast entlassen, herrschte eine ungewöhnliche und bange Stille; selten schwebte der Engel mit der Palme in solcher Ruhe.

Da eilte ein starker, doch gedämpfter Schritt die Treppe herauf an die Thür von Theresens Zimmer; es klopfte, und ohne das Wörtchen der Erlaubniß abzuwarten, trat ein Officier ein. Rudolph Feldmeister lag zu Theresens Füßen, und hauchte athemlos einen ehrerbietigen Kuß auf die schwarze Serge ihres Schuhes.

Wie von einem elektrischen Schlage geweckt schaute sie auf. Schweigend sah sie ihn an, nur der nasse Blick, die zitternde Hand redete in einem leisen Druck, der dennoch die gepreßte Empfindung verständlich machte, worin sie athmete. Therese glaubte, der Himmel habe sich geöffnet, ihr seinen sichtbaren Schutz zuzusenden. Nach einer unaussprechlichen Minute sagte sie mit wankender Stimme: „So eben begräbt man meinen Mann — und ich weiß nicht, ob es sich ziemt, daß Ihr Hiersein, lieber Freund, seine Wittwe tröste? —"

„O Therese!" rief der Lieutenant leidenschaftlich versichernd, „wie hat dieser Todesfall mich ergriffen, ohne daß ich wußte, w e n er träfe! und nun sollte ein erbärmlicher Anstand mich fern halten, wohin mein Herz mich drängt, selbst wenn es anders schlüge, als für den einzigen Wunsch dieser geliebten Nähe?"

Therese weinte heftig, der Lieutenant stand langsam auf, und sah finster in den Fall ihrer Thränen. „Fürchten Sie nicht, Therese," sagte er mit jener edelsinnigen Achtung, die einem höheren Gemüth der Anblick des Leidens einflößt, wenn gleich sich in seinen Ton ein wenig verbitternde Kälte

der Eifersucht mischte, „daß ich die Heiligkeit dieser Stunde und ihrer Gefühle nicht genug ehren möchte, um von dem meinigen zu schweigen. — Aber — die Vorsehung scheint mich zu Ihrem Schutz berufen zu haben, den Sie in so seltsam unglücklicher Lage in dieser fremden Stadt bedürfen könnten. Mit unsäglicher Mühe und Eile bin ich einer zarten Spur von Ihnen nachgegangen, hoffend, daß ich Sie fände — — Therese! mein Wiedersehen so unvermuthet, freut Sie nicht?“

Therese erhob das quellende Auge zu ihm; ein warmer Strom floß in sein Herz, und machte es schwellen. Sie schüttelte den schönen Kopf, und diese verneinende Geberde sprach jene zuversichtliche Erwartung nicht ab. „Unvermuthet?“ sagte sie mit dem leisen Accent magnetischer Ahnung, „nein, mein Freund! ich wußte, Sie wären mir nahe. Wo ich bedrängt bin, da erscheinen Sie! — Habe ich doch schon ihre Stimme vernommen. Unmöglich scheint mir nichts nach dem, was ich erfahren. Ach!“ und bei diesem seufzenden Ausruf rang sie die zarten Hände in ihrem Schooße, „was habe ich gelitten seit unserer Trennung! ich werde es nie — nie! vergessen.“

Diese Versicherung spaltete sich in dem Gefühle des Empfängers. Der angegebene Zeitpunct schmeichelte, ob auch unbestimmt, seinem fordernden Herzen; doch das Unmaß von Weh, wovon der leichte Sinn dieses harmlosen Wesens betroffen worden, deutete wahrscheinlich nur auf einen Schlag des Schicksals hin, der zur Zeit seine eigenen Empfindungen unterdrückte. Seine Zunge war für einen Moment gelähmt, dann sagte er: „Ich glaubte nicht, daß der Verlust eines Mannes, den Sie eigentlich nur dem Namen nach besaßen, Sie bis zu diesem Grade hätte außer Fassung bringen können,

da es nur auf Ihre Neigung ankommen würde, jenen hoh-
len Besitz zu behalten."

Therese seufzte aus voller Brust und dachte: „Am Ende nimmt er es wohl übel, das ich traurig bin? O über die Männer! ihre Eigensucht findet sich sogar durch die Aufre-gung beleidigt, welche Derjenige verursacht, der allen irdi-schen Wallungen ein Ziel setzt! —" Sie antwortete: „Als Constanz zurückkehrte — o Gott! wann kam er denn? da hätte ich im Voraus wissen können, was mir begegnen würde. Mir war so kalt und schauerlich zu Muthe, als ob der Tod mich in seine Arme schlösse. Nun ging es holter, polter fort. Unerbittlich für den Wunsch der Sei-nen, gönnte er mir kaum Zeit, mich zu fassen, da das Scheiden vom Stift mir sehr schwer fiel. Dort ist mir wohl gewesen, sehr wohl! Kleine Uebelstände etwa abgerech-net, die gegen so vieles Gute nicht in Betracht zu ziehen sind. Mit freundlicher Vernunft ließ der Schwager mich gewähren und mir kein Härchen krümmen. Er war mir ein Bruder, wahrhaftig ein Bruder! Und Ihren Oheim, ja den Major, habe ich wie einen Vater geliebt!"

Sein Neffe lächelte kühl, wie mit der Indolenz eines dankbaren Vetters, denn die Wärme, womit Therese des Administrators erwähnte, that der Wirkung jenes kindlichen Gedankens Eintrag.

„Der Morgen, wo wir von Sanct Capella abreiseten," fuhr sie fort, „war mir schrecklich. Die ganze Welt kam mir verändert vor, so auch mein Mann. Ich war wirklich ein wenig einsiedlerisch geworden — und der Gedanke, mich wieder in seine umherfahrende Weise einzurichten, widerstrebte mir. Unbeschreiblich abgemüdet, mehr am Geist als am Körper, langte ich hier an. Erlassen Sie es mir, daß ich

Ihnen von der kurzen Krankheit erzähle, die den armen Constanz binnen wenig Stunden hinabwürgte; ich bin es nicht im Stande. Und wäre er mein Feind gewesen, und nicht mein Mann, ich hätte gern, als es ihm an Luft gebrach, den Athem meiner Bruft ihm einhauchen mögen.“ Ein langer zitternder Seufzer, aushaltend in sprachlosem Schmerz, schloß diese Rede.

„Ich glaube Ihnen —“, sagte Rudolph bewältigt. Doch von seinem Standpunct aus, und nach der Behauptung jenes Kenners der menschlichen Seele, dessen genialem Blick diese dunkle Substanz durchsichtig war, so daß er ihre tiefsten Geheimnisse an das Licht brachte, wie zum Beispiel eine beschattete Stelle der Theilnahme, die da lautet: Denn nichts scheint denen trübe, die gewinnen —, setzte er hinzu: „Jenes Bild des Grauens wird sich mildern, theure Therese. Wie sollte, wenn die Vorstellung des Todes haften bliebe, der Soldat bestehen, der ihn mit all seinen Schrecken ertragen, und in furchtbarer Masse sehen muß, ohne daß er bei diesem Anblick zagen dürfte? Ein stärkeres Gefühl bezwingt ihn. Mein süßes Leben! beruhige Dich! jetzt bin ich da.“

Ein Blick innigster Schutzversicherung ward zwischen ihnen gewechselt. Und mit dem schüchternen Aufschluchzen überwundner Aengste sagte Therese: „Ich bin kein Held, lieber Freund! und mich in einer so ganz einzigen Lage zu benehmen, fehlt es mir an Umsicht, wie an Erfahrung. Mich mit dem Nachlaß des Verstorbenen zu befassen, ist mir rein unmöglich. Ich glaube, ich könnte die größte Erbschaft wegschenken, um nur nicht davon reden zu hören.“

Der Lieutenant lächelte wundersam in sich hinein. Und Therese sprach weiter: „Ein feiner Mann vom Corps diploma-

tique war bei mir, dem ich das Portefeuille meines Mannes aushändigen mußte. Ich wußte nicht, ob ich recht daran gethan, und ob nicht noch andere als staatsgeheime Papiere darin gewesen. — Wäre nur der Schwager hier? Ich habe einen Brief an ihn angefangen — dort liegt er noch. Als ich mich dazu sammeln wollte, kam ein Sammelbruder, wie denn überhaupt Störungen begehrlicher Art hier unvermeidlich sind. — Die Gedanken versagten mir, kein Wort wollte aus der Feder fließen; aber Thränen sind genug auf das Papier geflossen."

„Ich schreibe an den Major —" sagte der Lieutenant mit nachholender Hast, heute noch! sogleich. Wir senden eine Estafette. Der Administrator muß her. Doch dürfte es bei der großen Entfernung eine ziemliche Weile dauern. O Therese, Muth gefaßt, holde Freundin! es werden bessere Tage kommen; dann sind diese ein beklemmender Traum gewesen. Mir war, als hätte ich auch geträumt — aber feenhaft, und meine Zukunft wäre verwandelt. Ich wüßte Ihnen Gutes zu erzählen; allein es deucht mir unzart, daß ich in diesen Augenblicken von mir spräche, und von irgend einem andern Glück als dem, zu Ihrer Beruhigung beitragen zu können."

Therese athmete erleichtert auf, reichte ihm herzlich die Hand und sprach: „So wäre mir denn geholfen; zweifeln Sie nicht, daß ihre Gegenwart die größte Wohlthat für mich ist. Aber noch ist mein ganzes Wesen so von Furcht und Beben eingenommen, daß ich die Hoffnung nicht zu fassen vermag, ich würde mich wieder einmal freuen können. — Es ist mir, als begäbe sich der Trost, daß ich Sie sähe, nur im Fieber. Ihr Bild wankt vor meinen Augen, eine so jähe, so erschütternde Veränderung läßt uns fühlen,

daß nichts Bestand hat. Und die Angst zuckt schreckend durch meine Glieder, ich könnte erwachen, und Sie wären verschwunden."

„Nein ich bleibe!" rief der junge Mann mit fester Innigkeit, und der Ton entschiedenen Selbstvertrauens steigerte sich zur Leidenschaft, da er hinzusetzte: „Ich bleibe ewig Ihr treuester Freund! Und eher möchte ich mich wohl selbst verlassen, als von dem Platze weichen, auf den himmlische Gunst mich gestellt hat. — Ist es ein Zufall, daß wir uns in Polen, im Stifte, und nun hier, in öder Weite, abgerissen von allen vorigen Beziehungen, gefunden haben? Eine unsichtbare Hand hat uns verknüpft, Therese! Ich halte meinen Schwur, und der Himmel selbst scheint es zu wollen.

„Constanz —" flüsterte Therese, „wird mir auch sein Schatten zürnen?"

„Er war eine vermittelnde Macht zwischen uns —" entgegnete Rudolph, „sein Dasein, nun nicht mehr begrenzt, erweitert sich für unendliche Wünsche. Ein Geist ist nicht engherzig mehr, daß er dem Liebsten, was die Erde für ihn hatte, einen Strahl von Seligkeit, die Liebe! mißgönnen sollte. Aber Therese — Sie sind krank, und ein Wunder ist es nicht. Wenn ich Sie nur besser aufgehoben wüßte, in weiblich schicklicher Pflege! Der Gasthof ist kein Asyl für eine Leidtragende. Nun, morgen wird es anders sein. Ich schreibe die Nacht hindurch, und mit Anbruch des Tages lasse ich meinen Boten fliegen."

Jetzt trat Füßli ein. Die Schwermuth der Dienstpflicht, von der er zurückkehrte, beugte ihn sichtbar, ein Grabeswehen düsterte um die beflorte Gestalt, und die Citrone in seiner Hand, deren Poren im Ausdruck starken Schmerzes lind geworden waren, hauchte einen leisen, bangen Geruch aus.

Eine wunde Röthe floß mit Bläſſe Thereſens zuſammen, als ſie den Diener anſichtig ward, an den ſie während dieſer Scene mit keiner Silbe gedacht hatte. Und auch das erdfahle Geſicht des ehrlichen Schweizers überzog ſich mit der Farbe der Empfindlichkeit, da er den fremden Officier erkannte. „Füßli!“ ſagte Thereſe mit weichem Tone, „dieſer Herr, ein naher Verwandter des Major von Feldmeiſter im Stift, wird ſo gütig ſein, in meinem Namen nach Sanct Capella zu ſchreiben, und Dir das Nöthige hierüber ertheilen.“

Der Diener verbeugte ſich ſtumm, und indem ſeine Dame ſich gleichſam zu einer Entſchuldigung herabließ über dies Zuſammentreffen, wie über die Vollmacht, welche der Lieutenannt von ihr empfangen, zwang eine zarte Stimme ihres Buſens ſie, ſich ſolchergeſtalt gegen ihn zu erklären. — Wenn es eine Pflicht zu trauern giebt, ſo iſt ſtumme Treue der beredteſte Vorwurf. Wer ſich ſchweigend härmt, verſinkt in tiefen Gram, erhebt ſich in jeder Sphäre über den, der Ohr und Lippe dem Troſte öffnet.

Rudolph ging bald darauf. Er beeilte ſich, die Briefe zu ſchreiben, die keinen längeren Verzug geſtatteten. Den folgenden Nachmittag wollte er wieder kommen, weil der Dienſt ihn am Morgen nicht entließ.

Thereſe empfand ſein Fortgehen ſelbſt für die Friſt einer kurzen Frühlingsnacht und bei der Gewißheit ſeiner Wiederkehr, doch beängſtend.

Füßli blieb ſtöckiſch, und wartete mit finſterer Unterwürfigkeit ſeines Dienſtes. O! warum kann keiner ſehnenden Seele Erquickung zu Theil werden, ohne daß die Mißgunſt irgend einen verbitternden Tropfen dazu miſchte? — Vor Allem ſtehet der Genuß auch der ſchuldloſeſten Liebe unter

diesem weltlichen Fluch. Sie ist das himmlische Feuer, dessen Raub mit jener Strafe gebüßt wird, die sich täglich erneut. — Der Freundschaft — und ist diese weniger ätherischen Ursprungs? — wird ihre schmelzende Kraft eher verziehen. Sie — „die Freundschaft hat Stufen, die am Throne Gottes durch alle Geister hinaufsteigen bis zum Unendlichen!“ So hoch kann der gewöhnliche Begriff sich nicht erheben. Aber Liebe, hienieden gefühlt, erscheint den Menschen oftmals niedrig. — Und nicht immer sind die Beweggründe derer rein, die im unberufenen Zweifel, ob ein Verhältniß lauter sei, ein Herz in Flammen läutern. — Hätte der Major anstatt seines Neffen sich zum Beistand Theresens gefunden, der Diener ihres verstorbenen Gemahls würde ihn gesegnet haben; der junge hübsche Officier, der ihren Schuh sogar erkannt — war ihm ein Dorn im Auge.

Schon hatte Therese am folgenden Tage ihres Freundes geharrt, und die Minuten, welche er zögerte, berechnet, als Rudolph kam, und wie es schien im Drange einer willkommnen Nachricht.

„Ich habe über Sie verfügt —“ sagte er mit einem offnen Blicke, und hörbar knitterte seine Hand ein Blatt Papier in der Tasche, das er aber stecken ließ, als bedürfe es zwischen ihnen des Beweises nicht, „werden Sie mir das Zutrauen verleiden, daß ich es durfte?“

Therese bat ihn, mit einer Miene der Vorausbilligung, niemals ungewiß darüber und jetzt deutlicher zu sein.

„Hier können Sie nicht bleiben, mein süßes Kind!“ sprach der Lieutenant, und dieser zärtliche Zusatz sänftigte den taktischen Ton, der die Vermuthung anschlug, dieser Feldmeister von Theresens Gegenwart werde sich, als eheli-

cher Feldherr ihrer Zukunft, gar wohl zu benehmen wissen. — „Selbst meine Besuche," fuhr er fort, „würden einem ärgerlichen Aufsehen nicht entgehen, und ich — ich leugne es nicht — bin empfindlich gegen die öffentliche Meinung. Lieber aber möchte ich einen Flecken an meiner Ehre dulden, oder in der Pupille meines Auges, als daß Ihr Ruf, theure Therese durch mich, und wäre es um den leisesten Hauch eines Wortes — verdunkelt würde. Da ist mir denn guter Rath nicht über Nacht, nein! gestern Abend schon gekommen. Eine Anverwandte von mir, die Besitzerin eines hübschen Landgutes in hiesiger Gegend, und eine so wackere Frau, daß ich wohl manche weibliche Tugend neben der harmlosesten Gutherzigkeit an ihr verehre, ist freundlich bereit, Sie bei sich aufzunehmen. Meine Tante ist in jedem Sinne wie von Milch genährt, und der Aufenthalt bei ihr ganz geeignet, den Effect der Betrübniß herabzustimmen. Sie werden —", dies setzte der Lieutenant mit einem gutmüthigen Lächeln hinzu, „Gelegenheit finden, sich zu beruhigen; ein Athem von phlegmatischer Behaglichkeit ist die Lebensluft dieses Hauses, und ich werde Fug und Recht haben, oft genug darin einzukehren."

Es hätte dieses letzteren Antriebes kaum bedurft, um Therese dem Vorschlag ihres Freundes geneigt zu machen. Das wilde Täubchen war völlig zahm geworden.

Füßli — so wurde beschlossen — sollte im Gasthof bei den Sachen bleiben, bis der Administrator in Person, oder doch Nachricht von ihm käme. Auch konnte von Seiten der Behörden noch irgend eine Forderung ergehen, zu deren Aufnahme Jemand an Ort und Stelle sein müßte. Schon in einer Stunde — mit solch militairischer Kürze war dieser Aufbruch bestimmt worden — sollte die Equipage da

sein, worin Therese nach einem Landgut abgeholt werden würde. Rudolph wollte sie zu Pferde begleiten. In fliegender Eile wurden nun die Anstalten zur Abreise getroffen. Therese säumte keineswegs, den Engel dieses Hauses zu verlassen, um dem zu folgen, den sie mit besserem Recht für den ihrigen und für einen Boten des Himmels hielt. Sie zog den schwarzen Schleier über ihr Gesicht, und sich in den Hintergrund des Wagens zurück, so lange er durch das lärmende Getöse der Stadt rollte. Doch als auch das Geräusch der Vorstadt immer ländlicher wurde, bis endlich am letzten Häuschen die sausenden Räder an dem schwirrenden Rade eines Seilers vorüberflogen, der sein hartes Gespinnst durch die weichen Frühlingslüfte milderte, da bewegte diese Schnur Theresens Herz, und es schlug in der grünen Stille einsam wie eine Bilderuhr. — Wie sanft wallten die Saaten! wie weit vergoldete die Sonne den Gesichtskreis! In welcher erhabenen Ruhe mischte das Blaßblau eines fernen Amphitheaters von Bergen sich mit dem Horizont! — Die Natur senkte ihren malerischen Vorhang über Theresens Einbildungskraft und den Tumult jener wüsten Scenen, denen sie entronnen war. Kein neugierig kalter Blick traf sie mehr, und hier und da fiel der ihrige auf ein unschuldiges Blumenauge in der zarten Frische erster Färbung, und es schien mit Wärme zu sagen, daß es den Thau gar wohl kenne, der zu nächtlicher Zeit sinkt.—

Rudolph ritt nebenher, und zum ersten Male ein neues schönes Pferd, womit er ritterlich bei dem Geleit seiner trauernden Dame paradirte, und dessen charakteristische Uebermüthigkeiten sein Aufmerken erforderten. Therese saß allein in tiefen Gedanken. Wie wenig glich ihre dermalige Stimmung jener, in welcher sie einst nach dem Scheiden von ih-

rem Gemahl, in Begleitung seines Bruders, dem gastfreundlichen Kloster zuflüchtete. — Gänzlich unbekannt war ihr der Ort und die Person, denen sie nun eine schützende Aufnahme verdanken würde; aber sie überließ sich mit unbedingtem Vertrauen ihrem Führer. Die Gleichgültigkeit des Kummers und erschöpfter Kräfte nahm dieser Hingebung auch das leiseste Bedenken. Das Fahren erinnerte sie an die jüngste Vergangenheit. Constanz lag nun still für immer. Welch ein kleiner bescheidener Raum genügte ihm zur langen Rast! Sein ruheloses Leben voll glänzender Entwürfe war nun aus, wie ein fliegender Stern in Dunkelheit erlischt. Sie versetzte sich in die Empfindungen, welche sie bei seiner Ankunft und während der Reise gehabt hatte, und gestand sich, daß es Vorgefühle gebe. War die tiefe sehnende Ruhe, in welcher alle Aengste, alle Wünsche schwiegen, vielleicht Gewähr dafür, daß Furcht und Hoffnung nun erfüllt seien? — Nie hatte Therese mit zarteren Regungen der Reue an Constanz gedacht, nie sein Verhängniß in so innigem Bezug auf ihr Gemüth empfunden, obschon jeder Faden von Eintrag in dem Gewebe ihres gegenseitigen Lebens nun abgerissen war. Auch das Glück wird mit Buße getragen, nicht allein das Gefühl der Schuld und der Besitz, sogar der zu hoffende: giebt uns nicht selten erst eine vorwurfsvolle Schätzung dessen, was wir verloren haben. —

Noch der Abend begann sich auf die Landschaft zu senken. Noch schwebte der feurige Sonnenball, jedes Lüftchen riß eine flammende Rose aus dem Kranz von Purpurgewölk, der Himmel glich einem Garten voll brennender Liebe. — Das Geläut der ziehenden Heerden vom frischen Anger scholl fernher, wie wandelnde Abendglöckchen, da der Tag sich neigte, und dieser friedsame begnügte Ton weckte ein traum-

haftes Sehnen, dem Heimweh verwandt, in Theresens Seele. Wo war ihre Heimath auf Erden? Nirgend! — Als nun die Sonne hinunter war, die geschäftigen Schatten einschliefen, und ein dämmernder Duft sich über Feld und Wiese verbreitete, da erschien ihre selige Mutter vor Theresens träumenden Augen, und ihr überirdisches Lächeln sagte: „Mir ist recht wohl! laß mich schlafen, Kind!“ Auch Constanz richtete sich auf, und seine gestorbene Gestalt blühete wie unter einem Veilchenschimmer, der vom violetten Schein der Höhen mit dem röthlichen Hauch noch nicht aufgebrochner Laubknospen zusammenfloß. Und der Abendwind flüsterte mit seiner Stimme: „Ich habe nun Ruhe gefunden — was betrübst Du Dich?“ Eine namenlose Wehmuth ließ Therese wünschen, sie könnte auch sterben. — „Sterben? jetzt, wo ihrer treulosen Neigung nichts mehr im Wege steht?“ fragst Du vielleicht, meine Leserin, und Deine Hand hebt den Stein des Anstoßes. Aber lasse mich den Zweifel Deiner Frage heben. Wisse! der Schmerz um die, welche nicht mehr athmen, und das Entzücken des Lebens, die Liebe! mischen ihre tiefsten Einflüsse zu einem Quell, der verlangend strebt, sich in das Meer der Ewigkeit zu ergießen. In Beiden fühlen wir uns unendlich. So stirbt die Jugend leicht unter dem vollen Blüthenhang ihrer Hoffnungen; nur das Alter klammert sich fest an den entblätterten Stamm des Daseins, hätte es auch nur bittere Früchte getragen. —

Bei einem Bug der Straße öffnete sich die Aussicht in ein reiches Dorf, von Obstgärten umgeben. Das Schloß, kein Rittersitz von architektonischem Prunk, nur ein stattlicheres Wohnhaus — lag kaum abgesondert und sehr freundlich.

Der Lieutenant rief in den Wagen: „Wir sind an Ort und Stelle, —“ und bei dem ersten Hinblick auf die Fenster, welche ein Abglanz der Abendröthe in saffranfarbenem Mattgold erhellte, spürte Therese jenes Bangen, welches uns Frauen mehr oder minder vor dem Eingehen in ein neues Verhältniß ergreift, oder, was oft gleichbedeutend ist — wenn wir uns dem Ziele einer Reise nähern.

Der Spiegel eines schöngeformten Teiches dicht vor dem Schlosse, am vorderen Rande von einer Brustwehr eingefaßt und zu beiden Seiten mit weißen Gartenbänken versehen, strahlte das schwache Geflimmer einzelner Sterne zurück und daneben den leuchtenden Vollmond des runden, rothen Gesichts einer Dame, die, über das Geländer gelehnt, Karpfen fütterte. Die auftauchenden Fische zogen dunkle Kreise über die glatte Wasserfläche, worin das Schloß winkte und wankte; die Dame aber wich nicht von ihrem Platze, und war so vertieft in ihre speisende Lust, daß sie den Wagen nicht kommen gehört hatte. Schweigend hob der Lieutenant Therese heraus, und sie gingen dem Teiche zu. Die Dame wendete sich um — erleichterten Herzens erkannte Therese die Baronin Lenau in ihr. Und jetzt wußte sie auch auf einmal, daß Rudolph schon im Stift ihr diese Verwandte genannt und von ihr erzählt hatte.

Die Baronin schien mit dem Begriff der Nahrung völlig identisch zu sein. Ihre Gestalt war wie die Fülle von Gottes Segen; ein angeschnittnes Brod lag in ihrem derben Arm, und das Messer blickte nur wie zum Spott der ihr eigenthümlichen Milde, womit sie nie eine andere Schärfe handhabte. — „Sieh da!“ sagte die Baronin sichtlich erfreut, „mein einladender Wunsch kam von Herzen, und ist deßhalb zu Herzen gegangen — wenn gleich auf einem klei-

nen Umwege —“ setzte sie mit einem Lächeln vergnügter Schlauheit hinzu.

Diese einfachen Worte und eine begrüßende Umarmung ließen Therese fühlen, wie herzlich es mit dieser Aufnahme gemeint sei.

Rudolph hatte nicht nöthig, das Kleinod seiner Sorge der gütigen Tante werth und wichtig zu machen, welche liebreich es in Gold hätte fassen mögen.

Die Baronin hielt in einer einfachen neidlosen Denkweise die Schönheit für einen Empfehlungsbrief ihres Schöpfers und das Unglück für ein heiliges Recht. Sie benahm sich, diesem Glauben zufolge, so daß Therese sich wie im Himmel fühlte. Selbst ihr Aufenthalt im Stift, wie geneigt wir auch sind, das Vergangene zu überschätzen — war von mancher Seite für sie und für manche kleine Blöße schonungsloser gewesen, als der gastfreie Schirm dieses Hauses. Die Baronin war nicht minder ein Muster der Wirthlichkeit, als Du, häusliche Fabia! Aber dies hausmütterliche Walten war ihr ein rühriges Vergnügen, ein vorbereitender Genuß, kein werkthätiges Verdienst, das sich geltend machte. Sie war auch fromm, doch ohne selbstgefällige Strenge. Ihr Christenmuth war kein abtödtender und absondernder Stolz, sondern guter Muth und deßhalb ein tägliches Wohlleben, wie die Schrift sagt. Die fröhliche Zutraulichkeit zu Gott, womit sie sich des Besten von ihm versah, belohnte sich durch Zufriedenheit mit allen Menschen. Sie ließ die ganze Welt gewähren — und wer jemals unter unduldsamen Bekehrungsversuchen gelitten, weiß diese köstliche Eigenschaft zu würdigen. Allein auch Therese hatte sich geändert, nicht nur, daß ihre Umgebung eine andere war. Wir dürfen es zudem rühmlich voraussetzen, daß Frau Fabia sich der

verwittweten Schwägerin gewissenhaft angenommen haben würde. Theilnahme an widrigen Erfahrungen ward nimmer bei ihr vergebens gesucht; nur der Mitfreude war dies verschlossene Gemüth nicht fähig. Ihre Tugenden schmeckten alle, — wenn dieser Ausdruck nicht profan wäre — ein wenig nach dem Essig vom Kreuz. So versüßte sie Niemanden das Leben, und selbst das Gute, was sie erwies, blieb nicht ohne eine säuernde Mischung. — Die Baronin dagegen war ein christlich-weiblicher Epikur; ihre Glückseligkeitslehre lief auf unschädlichen Genuß hinaus, den keine Verbitterung trübte. Sie schlürfte Geist des Lebens mit jedem Athemzuge, und wandelte das reine Element in stärkenden Wein. — Einer Therese mußte dieses System freilich besser zusagen. Jener anmuthige Leichtsinn zwar, der zu so vielen Mißhelligkeiten zwischen den Schwägerinnen Anlaß gegeben, trug nunmehr einen Flor von Melancholie, der ihn niederhielt; doch wäre ihr bewegliches Naturell auch nicht durch diesen zarten Ueberhang von Trauer gehalten worden, das Geheimniß jener wunderbaren Gegenwirkung Anderer auf uns würde hier, wo im Umgange einer frohsinnigen Matrone nichts von der jungen Frau gefordert ward, als daß sie sich erheitern möge, Therese zu einem soliden Ernst für Pflicht und Nachdenken gestimmt haben. Und endlich die Hauptsache! Welch eine scharfe Ehrenwächterin war ihr Fabia gegen den Blick eines Mannes gewesen! Wie kränkend hatte jenes wachsame Auge auf jeden Schatten gedeutet, wenn der wohlwollende Schwager die Schwächen von Constanz reizender Gattin in allzugünstigem Lichte zu betrachten schien! Und welcher stummen, aber richterlichen Rüge war die bemerkte Leidenschaft Rudolphs verfallen! und wie streng war das Urtheil, das über den aufmunternden Ge-

genstand seiner strafbaren Flammen erging! — Die Baronin gönnte das menschliche Glück, zu gefallen, von ganzem gutem Herzen so gern, ohne deßhalb eine liebenswürdige Frau für einen gefallnen Engel zu halten. Jeder Vorzug, den Thérese besaß oder empfing, schien ihr natürlich. Sie fand die öfteren Besuche des Lieutenants, die Begeisterung für sein Schutzamt, ganz in der Ordnung und rechtmäßig. Sie schalt, wenn er eine Stunde länger ausblieb, als zu erwarten gewesen, und Thérese vertheidigte lächelnd den Freund, der sich zu ihr bekennen und die Wirksamkeit ihrer anziehenden Kräfte beweisen durfte.

Der junge Mann war seiner Tante sehr ehrenwerth und ein Schoßkind des Geschicks; — den Neigungen der Günstlinge aber wird geschmeichelt, und vielleicht war die Baronin es sich kaum bewußt, daß sie die Güte der Gottheit verehrte, indem ihre eigene ein Verhältniß heiligte, das außerdem dem Bannstrahl der Welt schwerlich hätte entgehen können.

Und da wir Thérese einstweilen so wohl aufgehoben wissen, wenden wir uns nach Sanct Capella zurück.

An einem milden Abend jener Zeit, in welcher wir die abwesende Thérese begleitet haben, befand Schwester Veronica sich mit Josephine in demselben großen Zimmer, worin unsere Erzählung anhebt. Sie saßen feiernd am offnen Fenster einander gegenüber. Tiefe, ernste Dämmerung herrschte in dem bewohnten Raum, in schattigen Umrissen zeigten sich alle Gegenstände; die Miene des Reformators war nicht mehr kenntlich, und nur der Rahmen seines Bil-

des warf einen zweifelhaften Strahl in das uranfängliche Düster.

Fabia, welche die sogenannte Dämmerstunde nicht liebte, wie man dies — beiläufig gesagt — meistens bei Personen von vorwaltendem Verstande und äußerer Thätigkeit findet — war in die Familie eines der Unterbeamten des Stiftes berufen worden, wo eben ein Lebensfunke erlöschen wollte. Ein liebholdes Kind, das einzige der Eltern, lag sehr krank. Man hatte die Schwägerin des Administrators, deren Umsicht und christliche Gemüthsfassung geachtet war, zum Trost der Mutter herbeigeholt, und noch sollte sie aus der Wohnung des Jammers wiederkehren. Von diesem Fenster aus war jene Wohnung in einem der klösterlichen Seitengebäude zu übersehen, und von dem wankenden Lichte da unten schwebte der stille Schatten des Todes herauf um die beiden Gestalten. Draußen aber pulsirte das warme Leben der Natur, und das Firmament flimmerte frühlingskräftig. Prachtvoller hatte die Nacht ihren Bogen nie gewölbt; die grüne Erde, gestickt mit Thauperlen und einer Milchstraße von Blüthen, schien dunkelblau und nur ein tieferer Himmel.

Veronica hing mit verklärten Zügen an der überirdischen Welt, die — nach einem poetischen Gleichniß — wie eine heilige Nonne verschleiert aus dem Sprachgitter der Sterne blickte; Josephine hing das Köpfchen auf den Busen. Beide hatten bisher geschwiegen. Jetzt sagte die Erstere, wie in sich selbst zurücksinkend: „Ich will doch warten, bis Frau Fabia kommt, obgleich ich kaum zweifle, welche Kunde sie uns bringen wird. — Die arme Mutter! noch schwach und angegriffen von einer schweren Krankheit, wäre es viel, wenn sie es ertrüge, daß ihre süße Blume gebrochen daliegt!“

Josephine lächelte sanft und sprach: „Ich, liebe Vero-

nica, kann das Sterben nicht so sehr bedauern. Es hebt uns leise empor über alles Schwere, und stillt unsre Sehnsucht. Muß uns Jemand sterben, müssen wir erst traurig werden, um diese Sehnsucht zu empfinden? Mir erregt sie der auflebende Frühling, die Freude sogar. Ihnen, liebe Veronica, darf ich es gestehen, es gehet mir wohl, worüber hätte ich mich zu beklagen? Und doch ist mir zuweilen so weh zu Muthe, daß ich es nicht zu beschreiben wüßte. Aber um alles Glück der Welt möchte ich dieses wehmüthige Gefühl nicht tauschen."

„Mein Kind," antwortete die Nonne, und die geistliche Jungfrau nahm in ihrer Seelenreine keinen Anstand, ein mütterliches Bild für ihre Erklärung anzuwenden, „das sind die jugendlichen Wehen des Herzens, aus denen der Mensch in zartester Bildung hervorgeht, und die Liebe, ein Kind ihres Schöpfers, wird zum Licht geboren."

Hier rauschte der Wind, wie jener Geist, von dem man nicht weiß, von wannen er kommt — und ein zartes Erröthen Josephinens barg sich unter dem dunkeln Flügel der Luft. Mit einem linden langen Athemzuge sprach das Mädchen: „Ach, und der Frühling! das lichte Weiß seines ersten Blümleins, sein Blüthenschnee, das rinnende Gewässer, kommt mir wie der reine Glanz eines Engels vor, der am Grabe der Natur, Auferstehen! singt, und die Erde gleichsam heiligt. Ein seliger Schmerz durchdringt meine Seele, ich liebe Alles, was mir angehört, inniger, aber sehnsüchtig. Das Künftige zieht mich zu sich heran, und von dem Gegenwärtigen kann ich nicht lassen."

„Und wenn nun," fuhr Schwester Veronica fort, „die Farben aufglühen und wie Töne zusammenklingen, so daß eine Stimme der Unsterblichkeit uns vernehmlich wird, wenn

alles Leben sich erneut und verjüngt, dann feiern wir das Gedächtniß der Todten, und die Sonne bescheint den Tag aller Seelen, der in den Frühling gehört und nicht in den Herbst, zur trüben Zeit, wo die letzten Blätter fallen. Nie habe ich für meine Verstorbenen inbrünstiger gebetet, und ihre versunkenen Denkmale wieder aufgerichtet in meinem Gemüth, als wenn ich zum ersten Male den frischen Sproß des Grases aus ihrer Asche grünen und blühen sah. — Ich verstehe wohl Dein Gefühl, aber das meinige kannst Du noch nicht fassen. Die Jugend reißt der warme Strom des Lebens mit sich fort; doch das Alter steht am Ufer der Zeit, worin so mancher Wunsch einwinterte und erstarrte. Jenseits strecken die Vorangegangenen ihre Arme nach uns aus, und der Blick ihrer Nähe zieht uns zu ihnen hinüber."

„Nein, nein!" rief Josephine lebhaft und ängstlich, und faßte das Gewand der Nonne wie ein Kind, das die davoneilende Mutter an diesem schwachen Stoff zu halten meint, „es ist, als ob dieser Gedanke schon Sie mir entzöge. Auch reißt mich nichts hinweg — diese Möglichkeit könnte ich nur fürchten, doch mich ihr willig hingeben? nie! o nie! — Als ich Sie am Sonntage auf ihrer Violine phantasiren hörte — ich saß auf der Bank im Klostergarten — war es mir, als ob ein Himmel unaussprechlicher Empfindung auf mich niederschwebte. Ich mußte weinen, und wußte doch nicht warum? Ich dachte, wie so mancher dieser entzückenden Klänge in den Mauern Ihrer Zelle schliefe, und daß, wenn einst ein Herz voll Liebe darin klopft, es diese Capelle aufwecken würde, um ihrer Heiligkeit und Ruhe theilhaft zu werden. Wer wird einst dieses Weihestübchen bewohnen? — O laß mich ruhn an dieser lieben Stelle — hat ich den lieben Gott. Wenn ich aber dennoch scheiden

müßte —“ ihre Stimme versagte —, „so werde ich jene Töne, die mich über das Irdische hinaustrugen, lebenslang mit dem Athem meines Herzens tragen, und in diesem Herzen Alles, was ich hier geliebt, und für wenig Anderes wird Raum darin sein.“

„Mein trautes Kind!“ rief Veronica in einem Ausbruch der Rührung und Güte, „Du sollst meine Zelle erben, ich verspreche es Dir. Und meine Bücher, meine Blumen — die Violine, den Ring —, Alles was ich habe. Es ist mein liebster Wunsch, daß Du mir die Augen zudrückest. Dann werde ich —“ setzte sie leise hinzu, „wie eine Nonne sterben, von der man sagt, daß der Engel jungfräulicher Frömmigkeit sichtbar wird, wenn sie verscheidet — und wie eine Mutter zugleich. Du weinst, Josephine? es fiel ein Tropfen und Deine Wange ist feucht. Beruhige Dich, Herzenskind! Nimm Deine Guitarre, und singe mir ein kleines Lied, es ist lange nicht geschehen. Du fühlst sehr wahr, die Musik ist ein religiöses Geheimniß und nicht auf Erden geboren. Die Töne, welche aus der innersten Fülle der Seele quellen, sind himmlische Eingebungen und die Sprache der Geister. So soll das ganz einzige Spiel des großen Violinisten — ich hätte ihn hören mögen — etwas Dämonisches gehabt haben, und alle Schönheit seines Vortrages würde mir höchstens nur gewesen sein, als ob ich empfände, wie die Kunst verzweifelt. Nein! selbst Paganini hätte meine cremoneser Geige nicht erben dürfen; sie ist nur Dein Vermächtniß — keines Andern. Und wenn ein Zufall den Bogen zerbräche, und nur ein Seufzer Deines reinen Athems jemals über den stummen Steg hinstreicht, so ist ewige Harmonie darin, und das Werkzeug meiner innig-

sten Freuden kann schweigen und zerfallen, wie ich, oder wie das, was lieblich an mir ist."

Die Violine war — wie wir bemerken — eine schwache Seite dieser trefflichen Choristin; eine Saite, welche leicht in nachtönende Schwingung gerieth. Sie wollte nächstdem das geschmeichelte Gefühl ihrer Virtuosität mit dem unerkünstelten Beifall vergelten, den sie den einfachen Melodieen ihres Lieblings zollte.

Josephine, gehorsam dem Wunsch der Nonne, lös'te das Instrument, ein Geschenk des Administrators, von der Wand, und griff einige Accorde. Dann setzte sie sich nieder, hob das schöne Auge aufwärts und sang mit jenem melancholischen Wohllaut, der die tiefsten Gefühle anspricht, ein kleines sanftes Lied.

„Welch ein köstlich Lied, mein süßes Mädchen!" sagte die Nonne mit schimmernden Augen, „es spricht für eine tiefe und heilige Empfindung. Kennst Du den Dichter?"

Josephine verneinte und sprach: „Es ist auch mein liebstes. Seit ich es habe, singe ich es fast nur allein, doch nicht oft, weil es weder gestört, noch täglich werden darf, und eine Stimmung und Stille erheischt, die — wie jetzt —"

„Ein Schlummerlied im höheren Chor —" unterbrach Schwester Veronica die Rede des Mädchens. „Wenn das Kind etwa schon gestorben wäre, so könntest Du den Schrei des Schmerzes aus der Brust der Eltern damit eingesungen haben."

Die Thür ging auf, und Fabia's dunkle Gestalt trat gespenstisch mit müden Schritten ein. Sie hielt einen Brief uneröffnet, verhängnißvoll in ihrer weißen Hand.

„Nun, Frau Fabia," sagte die Nonne und erhob sich von ihrem Sessel, „was werden wir nun erfahren?"

„Die Kleine ist dem Herrn entschlafen —“ antwortete Fabia mit jener dumpfen Ruhe christlicher Ergebung, die jedoch wachsam für ihren Ausdruck ist. Noch ist die Mutter betäubt, der Vater hingegen scheint gelassen; nur fürchte ich, daß es nicht vorhalten werde. — Noch kein Licht, Josephine? wie kann man so gern im Finstern sein! — Besorge es geschwind, daß ich diesen Brief lesen kann. Ein Bote von Bühle ist angekommen, und die einfältigen Leute schickten ihn mir nach. Es war, als ob der Tod hörbar anklopfte, und Furcht und Schrecken kam uns Alle an, die wir still um das kleine Sterbebett standen und beteten.“

Josephine eilte, die Lampe anzuzünden, und indem der kaum entglommene Schein derselben auf Fabia's Gesicht fiel und ihr Auge von einer Zeile zur andern glitt, sah Veronica, daß ihre Züge sich veränderten. „Eine Neuigkeit, Schwester Veronica,“ wendete die Pflegemutter Josephinens im Drange der Mittheilung sich an die Nonne, „Graf Frankenstern ist mit seiner Tochter endlich angekommen.“

„Graf Frankenstern!“ rief Jene mit antheilvollem Erstaunen, und der Ton, den die Glocke dieser Nachricht anschlug, war ein Klang aus der guten, alten Zeit des Klosters. „Der hochbejahrte Herr lebt also noch! und Comtesse Albane kann auch nicht mehr jung sein — wenn ich mir die Gräfin Mutter bedenke — diese leutselige Dame war mir ein höheres Wesen, und wie so ganz war sie für Sanct Capella eingenommen! — In Bühle, sagten Sie, hält die Herrschaft sich auf?“

„Ja —“ antwortete Fabia schwach, und eine große Erschütterung dieser starkmüthigen Frau ward laut in der kleinen Silbe, „reiche mir einen Stuhl, Josephine —“ sagte sie sehr sacht, während das sichtliche Schwanken ihres

Körpers verrieth, daß Fabia mit dem Gefühl der Ohnmacht kämpfe. —

Diese Botschaft wirkte nach, und ihr schlagender Eindruck hielt an. Die kleinen klaren Schriftzüge, von einer Hand kommend, welche, wie Fabia jetzt deutlich empfand — Gram und Herzeleid über ihr unbeflecktes Leben gebracht, verwirrten ihre Seele. Das Dunkel einer finstern That stieg vor ihr auf, daneben der Schatten ihres Mannes, kummerkrank und dräuend, daß seine Frau nicht vergessen möge, welch eine Last ihn ins Grab gedrückt, und Fabia glaubte mit ihm zu versinken.

„Jesus Maria!“ rief die Nonne, als sie die Blässe auf dem Angesicht ihrer Freundin sah, „was widerfährt Ihnen denn? Ein paar Tropfen Lebensgeist — wenn ich sie nur bei der Hand hätte — ein Trunk frischen Wassers —“ das zitternde Mädchen flog hinab, ihn zu holen. Inzwischen hatte Frau Fabia sich schon erholt. Sie wehrte sich mit selbständiger Kraft gegen die Schwäche, von der sie einen Augenblick bewältigt worden war, wie gegen die mitleidige Angst, welche über sie verfügen wollte und sprach, obgleich mit bebenden Lippen: „Es ist schon vorüber. Sein Sie außer Sorgen meinetwegen, Schwester Veronica. Und Josephine — Du stehst, mein Kind, es ist mir wieder besser. Aber trinken will ich doch. —“ Sie stärkte sich durch einen erfrischenden Zug.

„Ja, ja!“ sagte die Nonne, und ihre Rede nahm wider Wissen und Willen die Methode einer gelinden Strafpredigt an, „ein geistlich Amt, das der Tröstung und des Beistands in der letzten Noth, erfordert starken Athem, und wer sich stark fühlt, ist es deßhalb nicht zu allen Zeiten und übernimmt sich wohl einmal. Sterben aber ist kein Kinder-

spiel, und man sieht nicht zu, daß man sich daran ergötze." So ist aber — der geneigte Leser erlaube uns diese Episode — auch eine edle und geläuterte Seele nicht sicher, daß kleinliche und niedere Stoffe, welche die Scheidekunst eines gereinigten Charakters für immer aussondern müßte, sich in das Ergebniß ihrer Urtheile mischen. Wir sind uns selbst nicht klar. In der freundschaftlichen Aeußerung der Schwester Veronica, die wir vor Vielen ihres Gleichen heilig und selig preisen, dürfte ein kleiner Nonnendünkel kaum zu verkennen sein, und der Glaube, daß, um in Todesängsten beizustehen, menschliche Theilnahme hiezu nicht genüge, und die Kraft zu solchem Beistand nur von einem Geiste ausfließen könne, der durch priesterliche Weihen dazu befähigt worden sei.

„Denn der Bote —" so fahren wir mit den Worten der Nonne fort, „ein Bote hat mir all mein Lebtag Schrecken eingejagt, und es war mir immer, als ob ich das Schicksal in Person kommen sähe, das mir ein neues Päckchen zu tragen brächte. Wer weiß auch, was der Brief enthält! — So viel ich mich erinnere, waren Sie in früheren Jahren in Verbindung mit Gräfin Albane? —"

Fabia nickte. schwer und schwieg. „Wenn nur der Schwager da wäre!" sagte sie, und ihr Auge starrte sinnend vor sich hin, „erst morgen Abend kehrt er zurück, dann ist es zu spät."

„Wozu!" fragte die Nonne mit einem leichten Anfluge jener Neugier ihres Alters und Standes. Und mit aufrichtiger Liebedienstlichkeit setzte sie hinzu: „Wenn Sie in Etwas bedrängt wären, Frau Fabia, worin ich Ihnen mit Rath und That nützlich werden könnte —"

„Das wird sich später finden —" antwortete Fabia mit

einem bedeutenden Blicke nach Josephine hin, und drückte dankbar die zellenzarte Hand der Nonne, wie aus Wachs gewebt, „für jetzt bedarf ich nichts als Ruhe.“

„Wie kalt Sie auch sind!“ sagte Schwester Veronica besorglich, „ich dächte, ein Krampfpulver wäre nicht übel für die Nacht; es beruhiget die Nerven.“

Fabia lächelte seltsam bitter, als bedürfe ihre innere Aufregung ein anderes Opium. Sie verneinte den Gebrauch des Mittels, und begab sich in ihr Schlafgemach. Den folgenden Morgen war große Wäsche im Stift; eine der Haupt-Stadien dieser geregelten Oekonomie. An solchen Tagen ging Frau Fabia sonst gleich der Sommersonne früh auf, um sich mit wahrer Hoheit im Meere dieser Waschfluth zu bespiegeln. Ja, wir dürfen kühn behaupten, daß die Göttin, an der wir Selbstgefälligkeit so natürlich finden, sich vielleicht in einem minderen Grade derselben aus dem Schaum der Wellen erhoben habe, als womit die Juno dieser häuslichen Sphäre sich von ihrem brausenden Element benetzen ließ. — Daß diese Wolke ihm vorübergehe, hatte der Administrator stets und so auch jetzt eine kleine Reise unternommen, und Therese ihm einst muthwillig gedroht, er werde einmal aus dem Regen in die Traufe kommen. In diesem Puncte war aber Therese gleich den Männern, und wendete am liebsten jener häuslichen Nothwendigkeit den Rücken. Sie badete wohl eher die Füßchen im Thau, als daß sie einen ihrer rosigen Finger zu Gunsten einer wirthschaftlichen Bemühung naß gemacht hätte. — Wir zweifeln daher, daß Therese selbst der Waschfrau Chamisso's die poetische Seite hätte abgewinnen mögen, wogegen sie gewiß den trockensten Gegenstand des versandeten Schlaraffenlandes geeigneter gehalten haben würde, besungen zu werden. —

Heute aber schwebte kein ordnender und waltender Geist über diesen Wassern. Fabia schien in tiefem Schlaf versunken zu sein. Josephine klopfte leise an die Thür der Pflegemutter, und Fabia that auf. — Ihr Aussehen trug die Spuren einer schlummerlosen Nacht, ungewöhnlich achtlos war ihr Anzug; doch selbst in seiner Nachlässigkeit noch keusch und sauber. Ihr Auge, von Schatten vertieft, die sich darunter gelagert, glühte fieberhaft, und Miene wie Geberde war von jener Ermattung — der Feindin jeder Thätigkeit — beschlichen, welche uns anhängt, sobald wir verstörten Herzens sind.

„Vergieb, liebe Mutter, daß ich es wagte, Dich zu stören —“ sagte Josephine, indem sie ihren betroffenen Blick in einen bittenden zu mildern suchte. „Es befremdete uns, daß Du noch nicht aufgestanden warst, weil es gegen Deine Weise ist.“

„Ich habe nicht viel geschlafen —“ antwortete Fabia gemäßigt wie immer, „um mich auf Wichtiges vorzubereiten. Wir müssen heute nach Bühle auf das Schloß — mein Kind; doch fahren wir erst nach Tische. Ziehe Dir das neue luftblaue Kleid an, und ordne Dein Haar sorgfältig, ich will Dir gern behülflich dabei sein. Das goldne Kreuzchen binde um den Hals, und wirf den gestickten Schleier über, er läßt Dir äußerst günstig.“

„Heute?“ fragte Josephine bestürzt, und dachte, der Herold des jüngsten Tages habe die Stimme ihrer Pflegemutter geliehen. Nie war Frau Fabia an Tagen häuslicher Geschäftigkeit nur einen Schritt von der Schwelle dieses Hauses und von ihrer Pflicht gewichen; nie hatte das Mädchen ein eitles Wort aus Fabia's Munde gehört. Das Ende aller Dinge schien gekommen, oder doch nahe zu sein.

Scheu und bekümmert setzte daher Josephine jener einsilbigen Frage hinzu, deren Accent all ihre Verwunderung ausdrückte: „Du scheinst sehr unwohl, meine Mutter.“

„Und wenn auch!“ antwortete diese, indem ein herbes Lächeln der Gleichgültigkeit gegen alles Bisherige auf ihre Lippen stieg, „der Herr, mein Gott, wird mich stärken.“ Sie heftete dabei einen durchdringenden Blick auf das Crucifix von Gußeisen, welches auf ihrem Nachttische stand. Dieser Blick enthielt ein angsthaftes Gebet, und besagte, soviel wir von dem flehenden Geflüster am Altar des innern Heiligthums verstehen: „Du! der Du uns rein gewaschen hast von unsern Sünden mit Deinem theuren Blut, gieb, daß Albane —“ hier drang ein unaussprechlicher Seufzer durch das kalte Metall an das Herz des höchsten Erbarmers. Und von einem Gefühl ermuthiget, das sich erhob, sagte sie: „Es muß Alles gehen. Wie wird es sein, wenn ich nicht mehr da bin?“

„O sprich mir davon nicht!“ bat Josephine, und küßte Fabia's mütterliche Hand.

„Eben jetzt muß ich recht sehr mit Dir davon sprechen,“ erwiederte Fabia, selbst in dieser erweichenden Minute dem Grundsatz treu, dem Eigenwillen eines Kindes niemals nachzugeben. „Wir haben viel mit einander zu reden. — Doch siehe! daß Du die Thür zuvor verschließest. So! nun schiebe den Riegel vor.“

Von dieser Vorsicht geängstet, war Josephine voll Furcht und Warten der Dinge, die da kommen würden. Frau Fabia schien einer vorbereitenden Pause zu bedürfen, in der sie sich fasse, dann sprach sie mit einem Ton würdevoller Abbitte: „Wenn ich Dich zuweilen hart angelassen, und Dir zeither strenger war, als daß ich Deinen unschuldigen

Neigungen und Wünschen jemals geschmeichelt hätte — so geschah es —" ihre Stimme wankte.

„O geliebte Mutter!" rief Josephine, welche diese demüthige Sprache der tugendstolzen Pflegemutter nicht aushalten konnte, „es ist nur zu meinem Besten geschehen. Womit habe ich Dich beleidiget, daß Du Dich so fremd gegen mich ausweisest? Bin ich nicht Dein Kind? — Ich will sie ablegen, diese Fehler, denen mein guter Wille noch manchmal unterliegt; habe nur ein wenig Geduld mit mir. Und wenn ich mich heute in Bühle etwa linkisch benehmen sollte —"

Ein Lächeln, worin mehr Rechtfertigung lag, als in jedem moralischen Beweise, flog Fabia's Miene an. Sie antwortete: „Das fürchte nicht. Du hast ein Recht, dort zu sein, die Gräfin Frankenstern, der ich Dich zuführe, ist Deine Mutter."

Josephine stieß einen leisen Schrei aus, als hätte ihr dies Wort einen Dolch in die Brust gestoßen. Der Name der, die ihr das Leben gegeben, schien diese Himmelsgabe zurückzunehmen, und das liebliche Bild des Mädchens versteinte zu weißem Marmor.

„So ist's, mein Kind!" setzte Fabia mütterlicher als je hinzu, „die Stunde, worin das Band sich auflöst, das uns so lange verknüpfte, reißt nicht allein an meinem Herzen — ich muß mich ernstlich zusammennehmen."

„Mutter!" sagte Josephine furchtsam und leidenschaftlich, „ich hoffe zu Gott, Du willst mich nicht verstoßen."

„Du brichst mir das Herz entzwei, Mädchen!" entgegnete Fabia schmerzlich. „Darf ich Dich denn jenen Ansprüchen vorenthalten? Es wird Alles darauf ankommen,

wie wir die Gräfin finden. Du bist die Tochter einer heimlichen Ehe, und dein Vater — der Onkel wird Dir sagen —"

„Der Onkel — ist mein Vater?" fragte Josephine mit schwacher Stimme.

„Der Onkel — komme doch zu Dir, Kind! ist auch Dein Onkel nicht, und es nur dem Namen nach gewesen. Dem Blute nach, gehst Du uns gar nichts an."

Bei dieser Erklärung, welche Fabia nicht aus lossagender Kälte, sondern der vollständigen Erklärung wegen gab, sah Josephine aus, als wären ihr alle Adern geöffnet. Ihre Seele strömte in Liebe für die Menschen, mit denen sie gelebt, für den Ort, der ihr die trauteste Heimath geworden war. Sie empfand den Einfluß einer innigen Gewohnheit. Sie empfand ihn mit schwellendem Herzen, da sie den Abschied so nahe wußte. Die gräfliche Mutter stand wie eine verhüllte Gottheit von ferne, und scheue Ehrfurcht, ein fremdartiges Grauen war Alles, was Josephine für ihre Näherung hatte. Und der Administrator war nicht einmal da! Es däuchte Josephinen, als ob sie diesem gütigen Freunde hinterrücks entführt würde. Ein Gefühl, zarter noch als Dankbarkeit, forderte in ihr, daß sie ihm diesen schnellen und gewaltsamen Abruf selbst sagen und klagen könnte, daß er Augenzeuge wäre der sträubenden Wehmuth, womit sie von hinnen schied. —

Als der Nachmittag nun kam, erschien Josephine in vorschriftlichem Anzuge. Sie war bei dem Werk der Toilette ihrer wenig bewußt gewesen, um so eifriger hatten ihr die Grazien gedient, welche zurückweichen, wo die Eitelkeit handreicht. Auch Fabia war ausnahmsweise festlich angethan. Sie trug ein dunkles Kleid von tannengrüner Seide; doch indem die verwittwete Frau bei dieser seltnen Gelegen-

heit ihr Licht leuchten ließ, trug doch der Christbaum ihres Gewandes kein einziges Flämmchen Flitterstaat zur Schau, sondern nur die Frucht bescheidener Einfalt, an der man erkannte, weß Geistes Kind sie wäre.

Der Himmel hatte sich mit Gewölk umzogen. Frau Fabia, im Begriff, sich in den Wagen zu setzen, schaute auf und sprach: „Den guten Regenschirm wollen wir noch mitnehmen zur Fürsorge. Wir könnten ihn brauchen, beim Aussteigen. Er steht, wenn ich nicht irre, in des Schwagers Zimmer, im Winkel, wo die Pfeifen lehnen —“ Und hurtiger flattert der Vogel nicht vom Zweig, als Josephine dahinflog, ehe es möglich war, ihr zuvorzukommen. Sie drängte die Seele des Abschieds, als den Inbegriff schmerzlicher Empfindung, in den heißen Blick, womit sie die stummen kalten Wände grüßte, und wer weiß, ob nicht zum letzten Mal! — Dort stand der braune Schirm, und neben dem Saum seines geschlossenen Zeltes blickte der Kopf des Mustapha zu ihr hinauf, die in dem wehenden Schleier eher der schönsten Blume des Harems, als, des goldnen Kreuzchens ungeachtet — einer jungen Braut der Kirche glich. Hier stand das Schreibpult des Administrators, und ein kleines weißes Blättchen lag lockend auf der grünen Fläche. Josephine warf einen Blick darauf — ein Sonnenstrahl fiel gleichzeitig in die Werkstatt ihrer Gedanken. Eine Feder war auf jenem Streifen Papier probirt: „Josephine,“ stand in kalligraphischer Schönheit am Rande des Blättchens, und das Urbild dieses wohllautenden Namens stand mit schöneren Zügen davor. Sie ergriff die Feder, und schrieb mit fliegendem Finger:

„Ich muß fort — verzeihe, daß ich mit Ich anfange; aber Stolz ist nicht in mir, nur eine sehr trau-

rige Liebe, daß ich von Sanct Capella scheiden muß. Kannst Du etwas beitragen — — Deine —

Josephine vernahm, daß ein Eilbote ihr nachgeschickt würde. Sie mußte sich losreißen. Ein Fädchen aus dem Blondengewirk ihres Schleiers blieb an dem Gefieder der Schreibfeder hängen, und ein kleiner Tintenfleck an ihrem Finger.

Josephine wie ihre Pflegemutter sprachen wenig auf dem Wege nach Bühle. Fabia saß still in sich gekehrt, trübsinnig starrte Jene in die Ferne. Als aber jetzt der englische Garten sichtbar ward, und hinter dem Immergrün seiner Gehölze, vermischt mit der zarten Frische lebendiger Knospen, das graue, todte Schloß, eine verstorbene Einöde von Stein — als sie jetzt bei dem Postamente vorüberfuhren, worunter der todte Hund begraben liegt, da erblickte Josephine den stummen Wächter mit keinem minderen Schauer als eine abgeschiedene Seele der Vorwelt den Cerberus, und als sei dies festgehaltene flüchtige Bild nur allein ein Symbol ewiger Ruhe, und dies der Eingang in das stille Reich der Schatten.

Das eintönige Geräusch des Brunnens, auch nicht um den leisesten Tonfall eines Tropfens anders als sonst, weckte in Fabia bittere Gefühle der Vergangenheit. Dort war die Wohnung, in der ihr Mann gelitten und aufgehört zu leben — es däuchte seiner Wittwe, als ob das Lüftchen, welches die spielenden Wellen der Wasserkufe kräuselte, ihr seine letzten Seufzer zuwehete. Blüthenbäume streuten ihren Schmuck vor die Schwelle, über die Kummer und Gram mit ihm eingezogen waren, um nur den Todten zu entlassen —; und diese Gleichgültigkeit der Natur, welcher der Mensch

unwillkürlich Theilnahme abverlangt, diese Wiederkehr ihrer unschuldigen Freuden an dieselbe Stätte, wo die Schuld, eigene oder fremde, unsre besten hinweggenommen für immer — schärfte die Empfindung, womit Fabia sich jener Zeit bewußt ward und des wichtigen Augenblicks, der ihr jetzt bevorstand.

Um das Schloßgebäude schwebte die Stille der Einsamkeit und der Ehrfurcht vor dem Range, wie vor dem kranken Geiste seiner dermaligen Bewohner. Der Zustand des Grafen war bekannt, und seine Tochter galt kaum weniger leidend an Gemüth.

Das Unglück, wie mächtig es auch sei, hat stets eine kleine Hofhaltung. Nur ein einziger Bedienter stand, nicht unähnlich einer Statue seines Standes, an einer Säule des Flurs, harrend, wie es schien. Die Zeit hatte angemessen der altväterischen Livree seinen Scheitel mit Puder bestreut, und mehr noch, als diese greise Mode, gab ihm eine Miene unbewußter Geringschätzung gegen diese Etiquette adeliger Größe und ein Zug von Schweigen in seinem erfahrungsvollen Gesicht ein ehrwürdiges Ansehen. Auf ihre Frage erhielt Fabia zur Antwort von ihm, daß sie erwartet würde — und Josephinens Blick hing dabei so ängstlich an den goldbesponnenen Knöpfen des Rockes, als ob sie eine nahe wichtige Entscheidung davon abzählen wolle. Noch fragte Fabia, die niemals sicher genug gehen konnte: Die Herrschaft sei doch — allein? — Der Bediente, ein alter Bekannter von ihr, lächelte nur; die Tochter des Oberverwalters von Bonna mußte fremd geworden sein dem Andenken der Lebensweise des Majoratsherrn. Er sagte mit schwermüthigem Scherz: „Es ist zwar heute großer Gallatag; aber diese hohen Gäste

lassen Raum und Ruhe, und die Frau Rentmeisterin dürfen sich ganz und gar nicht irren lassen."

Indem Fabia die breite Treppe, mit Decken belegt, unter starkem Herzklopfen hinanstieg, erhob sie sich zu dem Gefühl, daß *sie* es nicht sei, welche die nächste Minute zu scheuen brauche. Doch wie kommt es, daß die Last auf dem Gewissen eines Andern den Athem des Rechtschaffenen benimt? Und warum wirft ein fremdes Erröthen, noch ehe es vor unserm Auge aufgeht, den Schein der Schuldverkündigung auf unser eigenes Gesicht? —

Sie standen auf dem öden Vorsaal. Eine Uhr, in langem Gehäuse, nahm sich an dem dunkeln Pfeiler, woran sie befestiget war, geisterhaft aus, und das Gleichmaß des Perpendikels bewegte sich im Einklang mit dem Gesetz der Zeit und ihrer Schwere. Der Stundengott hatte hier keine Flügel. — In den Nischen der Wand entlang erblickte man zwar beschwingte Gestalten; doch schienen auch diese seit manchem Jahr unregsam ihren Standpunct einzunehmen, und nur in so fern, wenn *Ruhe* der Begriff des Himmels ist — dem Olymp anzuhören.

Der Bediente zog die Thür sacht auf, ein Strom von Licht und Luft aus dem ihr gegenüber geöffneten Fenster quoll durch die Spalte. Die Meldung geschah lautlos, und alsbald traten auf einen Wink des Alten die beiden Damen ein.

Frau Fabia, und hinter ihr das schüchterne Mädchen, sah sich in einem Zimmer, das füglich den Sälen des Schlosses hätte beigezählt werden können. Zwei Reihen Ahnenbilder, in Oel gemalt und tief nachgedunkelt, behaupteten die Seitenwände, und gaben der schweigsamen Leere dieses Prunkgemachs eine geisterartige Geselligkeit. An dem obern

Ende des länglichen Zimmers stand ein antikes Canapee, breitgestreift, mit weiß und seladongrünem Atlas überzogen; davor ein Tisch, köstlich besetzt. Ein damastnes Tafeltuch, wie vom Webstuhl der kunstreichen Athene, hing in schimmernder Weiße bis auf das bunte Gewirk des Teppichs nieder, und um den Tisch herum standen mehrere Lehnsessel, deren jeder ein Großvater, bequem und doch galant, wie am Tage der goldnen Hochzeit. In einem Winkel geschmiegt saß der Graf, und dem Canapee gegenüber seine Tochter.

Bei dem ersten Blicke auf jenen unglücklichen Mann, auf den Schnee seines Hauptes, auf den Staatsrock, der so weit, so spottend weit entfernt zu passen, um die abgezehrten Glieder hing, zerschmolz aller Groll in Fabia's Herzen. Der Putz der Alten wie der Blinden hat etwas eigenthümlich Rührendes. Jener, weil ihr hinfälliger Anblick das Nichtige der Eitelkeit predigt; dieser, daß ihnen selbst unsichtbar, eine Huldigung der Welt beigegeben ward, die nur am Schein hängt. Und sind Blödsinnige nicht Blinde in geistigem Sinn? — Zwar könnte Graf Frankenstern für einen Seher gegolten haben, denn eben jetzt leuchtete sein Gesicht im Abglanz einer Vision; aber es war nur ein Blendwerk, nur das Irrlicht einer gespenstischen Einbildung, woneben die Nacht seines innern Lebens nur um so finsterer erschien.

Auch Gräfin Albane war älter geworden, als zufolge einer Berechnung von Jahren; doch war der Eindruck dieser ersichtlichen Veränderung durchaus ein anderer. Man könnte von ihr sagen, ihre Schönheit sei verwelkt, um verklärt zu werden. Ein weißes Kleid von wolkigem Mousse-

lin umhüllte ihre zarte Gestalt, doch im schärfsten Contrast zu dieser anspruchslosen Wahl blinkte jener Schmuck, so schwer vermißt! so grausig ersetzt! auf dem feinen Halse und der Brust der Gräfin, und hielt ihren schlanken Leib, ihre Arme umschlossen — wie wenn Kinder in eitlem Spiel sich mit dem Geschmeide ihrer Mutter zieren — und stach, bewaffnet mit allen Blitzen der Frühlingssonne und einer jähen Reflexion, Fabia ins Auge und durch das Auge in das tiefste Herz. — Ein kleines blankes Schlüsselbund an ihrer linken Seite stellte die Gräfin als Wirthin des Hauses und jener unsichtbaren Gäste dar, denen zu Ehren sie so geschmückt und gleichsam nur dadurch verkörpert sich zeigte. Doch der schmale zackige Reif einer goldnen Krone auf ihrem reichen Haar ließ phantastisch und in Zweifel, welch eine Fürstin in der wüsten Ideenwelt ihres Vaters sie, fremd sich selbst, vorstelle. — Und über dies häusliche Theater goß die wasserziehende Sonne einen trüben Glanz der Illusion aus. Die Blumen in dem damastnen Gedeck traten labyrinthisch und winterweiß hervor, wie durch einen Hauch von Frost entstanden — und der feurige Wein auf dem Tische glühte nur zum Schein. Das rothe Blut der Traube schwellt nur die Adern der Lebendigen; doch diese begeisternde Kraft leiht nimmer denen eine Seele, welche keine Existenz haben. Der Graf fand nur Genuß in Gedanken, und schwelgte heute mehr als je in seinem Wahn; und Albane saß da so geisterhaft gesättiget und traumtrunken, mit einem herben verzichtenden Lächeln auf den bleichen Lippen, als hätten diese nie die Süßigkeit des Lebens gekostet, und jener edlen Gabe, die des Menschen Herz erfreut und stärkt! —

Als die reelle Fabia dieses Schauspiels ansichtig ward,

rieselte ein eisiger Schauer an ihrem Rücken hinab, und ihr nähernder Gang erstarrte.

Die Gräfin zeigte bei dem Eintritte derselben einen heftigen Ruck, so, als wenn eine Unbeweglichkeit mechanisch aufgehoben wird. Und indem sie dabei das Gleichgewicht verlor, fiel das Diadem, nur lose aufgelegt, von ihrem Haupte und rollte zu Boden. Josephine bückte sich danach. Doch achtlos dieses bedeutsamen Vorfalls schritt die Gräfin den Kommenden entgegen, und begrüßte sie mit sanfter, sehr bewegter Stimme. „Das ist Josephine?“ fragte sie; aber das Bezeichnende für den Laut dieser Frage fehlt unserer Sprache und jeder. — Darauf berührte ihr Mund die Stirn des Mädchens, und dieser heilige Kuß, den das verleugnete, namenlose Kind als Sacrament empfand, firmelte es.

„Josephine!“ rief der Graf mit dem herzschneidenden Tone der Ueberspannung, taumelte von seinem Sitz und schwankte gegen die Gruppe, um in eine Kniebeugung zu sinken; aber Josephine kam ihm zuvor. Sie umschlang den Greis mit weichen Armen und weinte über ihn. Gräfin Albane überließ ihren Vater dem Entzücken, sein kaiserliches Idol, oder die Psyche desselben in lieblicher Verjüngung vor sich zu sehen, und das Mädchen dem guten Geiste der Demuth und der Wahrheit, der in ihm einwohnte. Im Drange, ihr Herz zu öffnen, legte sie die zitternde Hand an den blanken Drücker einer Tapetenthür, und zog Fabia mit sich in ein anstoßendes Cabinet. „Wie viel Dank bin ich Ihnen schuldig, liebe Fabia!“ sagte sie hastig und herzlich, „Josephine scheint ein Engel. Dieser Blick einer himmlischen Unschuld kann nicht lügen.“

Die fromme Fabia antwortete: „Gottlob! nicht umsonst war mein Gebet bei des Mädchens Erziehung: Hilf, Herr!

hilf! laß wohl gelingen! Josephine ist ohne Trug und Arglist; lauter und rein von Gemüth und Sinn wie ein Wassertropfen aus dem Weihebrunnen der göttlichen Gnade."

Wir lassen es dahingestellt sein, ob dieses Bild vom Tropfen, in welchem sich Frau Fabia zum Lobe der Tochter ergoß, ganz unvermischt und klar von einem Vorwurf ihrer Abstammung gewesen, der die erquickende Wirkung desselben trübte. —

Albane senkte die benetzten Wimpern, wie beschämt von der Verschuldung, der sie sich gegen Fabia bewußt war, und mit einem erkenntlichen Seufzer glitt ihr Blick, zufällig vielleicht — auf einen Ring von großem Werth an ihrem Finger. Fabia fing diesen Blick im Brennpunct ihrer Seele auf. — Sie sprach, und jede Fiber zitterte an ihrem Körper: „Ich will nicht fürchten, Gräfin, daß Sie mir ein Geschenk zudenken! — Die Sucht zu glänzen war nie mein Fehler, nie die zufriedene Eitelkeit sogar, daß mein Thun Werth vor Gott hätte. Einer Wittwe ziemt es vollends nicht, zu brilliren, und die da einsam ist, sorge nur, daß sie dem Herrn gefalle. Der Frau, welcher die Brust des Mannes fehlt zu ihrem Schilde vor den Pfeilen der Welt, steht nichts besser an, als ein Flor der Trauer und Zurückgezogenheit, der sie gleichsam unsichtbar mache unter denen, die nach dem Schein urtheilen und spitzfindig einen Stein des Anstoßes sehen, wo nichts zu sehen ist. — Darum will ich ihn nicht tragen, und wenn er alle Schätze der Erde aufwöge; ist mir das Herz doch schon beschwert genug. O Gräfin! diese Edelsteine hier haben meinen guten Mann in das Grab gedrückt und mir viel tausend, tausend Thränen gekostet!"

Der Gräfin Gesicht erbleichte zu Schnee, eine ängstliche Verwirrung sprach aus ihrer Miene. Sie richtete das Auge,

voll eines sanften Lichtes, forschend auf Fabia, als wolle sie ihre dunkle Rede beleuchten. Ein krampfhaft leises Zucken regte sich nur auf ihren Lippen, als ob ihr die Kraft gebräche zu einer Frage, deren anschuldigende Beantwortung ihr das Herz brechen müßte.

Es lag etwas Versöhnendes in diesem stummen Hinnehmen. Gemildert sprach Fabia: „Sie wissen wahrscheinlich, daß ihr Herr Vater meinem seligen Manne den Tag vor ihrer Abreise von Bonna eine Chatoulle in Verwahrung gegeben, worin dieser Familienschmuck befindlich sein sollte. Den Schlüssel dazu hatten wir nicht bekommen. Mein guter Mann ward gleich darauf so krank, daß ich fürchtete, das Grab werde sich ihm zunächst öffnen. Doch er genas. Nach Jahren, in denen er sich, peinlich wie dieser Redliche nun war, mit Zweifeln getragen, die ich jetzt für eine Ahnung halten möchte, gab uns der Zufall den Aufschluß in die Hände. Wir fanden in dem Kästchen nichts von Schmuck, nur eine todte Perle —, den Leichnam eines Kindes und ein blutbeflecktes Messer.“ Hier hielt Frau Fabia mit einem durchbohrenden Blicke bedeutsam inne.

Aber nicht die Farbe der Blutschuld zeigte sich auf den Wangen der Gräfin, nur jener zarte unschuldige Anflug, den ein schneidender Wind etwa in dem Kelch der weißen Rose entblößt. Sie lächelte kalt und sprach: „So hielten Sie vermuthlich dafür, daß ein Zusammenhang zwischen beiden Dingen Statt fände, der — mich schaudert, es auszudenken. Wohl war jenes Kindlein das meine, ein zu früh Geborenes. Ich versündigte mich durch den Wunsch, es der Erde vorenthalten zu können — o! wie bestraft sich doch jeder Gedanke räuberisch gegen die Natur! — Der Arzt, vielleicht weniger aus Mitleid mit meinem mütterli-

chen Schmerz, als aus Leidenschaft für jedes Präparat, schlug mir vor, den Körper meines Kindes zu balsamiren, so könnte ich ihn in einem kühlen Gewölbe aufbewahren. Es geschah — ich legte das kleine Vergißmeinnicht, das der Tod mir vom Herzen gepflückt, in jenes sargähnliche Kästchen; darin ist es vertrocknet. Mit jenem Messer aber hat der Arzt, der nämliche, meiner theueren Mutter die kranke Brust abgelöst."

Frau Fabia fühlte bei diesen erklärenden Worten einen Schnitt durch ihr tiefstes Innere. Nach einer verstummenden Pause sagte sie: „Doch werden sie zugeben, daß jenes Depot geeignet war, einen Geschäftsmann stutzig zu machen; zumal wenn er, wie mein Seliger, von einem unseligen Mißtrauen heimgesucht, jeder Sache die schlimmste Seite absah."

Die Gräfin sah still vor sich nieder, und antwortete eine lange Weile nicht. Dann sprach sie: „Ach, ich verzeihe Ihnen — wen man schwach gesehn, hält man gar bald eines Verbrechens fähig."

„Gräfin —" stammelte die Wittwe, „ich habe viel gelitten dieser Geschichte wegen."

„So wäre ich denn noch auf andere Art, als ich meinte, in unabtragbarer Schuld gegen Sie!" erwiederte die Gräfin mit dem herben Lächeln der Kränkung. Fabia stiegen Thränen in die Augen. Das Taschentuch entfiel ihr — die Gräfin beugte sich es aufzuheben, und die Schlüssel an ihrem Gürtel erklirrten silberhell und leise. Und wie geringfügig diese kleine Dienstleistung auch war, so verlieh ihr doch die augenblickliche Stellung gegen die Beleidigerin etwas Hohes.

Wie von diesem erklingelnden Laut erinnert, sonderte Hane nicht ohne Schwierigkeit einen kleinen Schlüssel von der Mehrzahl derer, die der Ringhaken an ihrem Gürtel

umfaßt hielt, bis es ihr gelang, ihn davon loszumachen; und sprach: „Hätte ich diesen Schlüssel wohl so nahe an meinem Herzen tragen können, wenn dieses Herz noch ein strafbares Geheimniß umschlösse, als dessen Mitwisserin Sie sind? und wenn ich gewußt, welchen Kummer Sie deßhalb trügen? — Nehmen Sie ihn denn hin, mit der Versicherung, daß ich unschuldig an ihrem Gram, und Ihnen ewig, ewig! dankbar bin! — Nein, gute Fabia! fürchten Sie keinen andern Lohn als dieses Wort, das bethätigen zu können, meine beste Hoffnung wäre. Ein Edelstein, und wäre es auch der erste Solitair der Welt — bezahlt weder Liebe, noch Leiden. — Mit diesem Schmucke belade ich mich nur, um meinem Vater eine Freude zu machen. Wehe mir! o es ist schrecklich, wenn der Vater zum Kinde wird, und die Tochter zur Mutter! —“

„Wissen Sie schon,“ sagte Fabia, durch eine sehr natürliche Verwandtschaft der Ideen zu dieser Mittheilung gelenkt, indem sie ihre Thränen trocknete, „daß Herr de Romana, Sylvius bei uns genannt — sich in Sanct Capella aufhält? Er ist der intimste Freund meines Schwagers.“

Bei dieser Nachricht ging eine Wandlung in den Zügen der Gräfin vor.

„Um Gotteswillen!“ sprach sie mit aller Dringlichkeit befürchtender Angst, „verhindern Sie, daß er hierher kommt! Ich weiß nicht, ob ich es aushielte. Das geringe Maß meiner noch übrigen Kräfte reicht kaum zur Erfüllung der traurigen Pflicht, die ich meinem Vater schulde. Jenes Band ist gelöst. Wozu sollte er mich auch beunruhigen wollen? Für ihn bin ich todt. — Ich, ich selbst habe es gehört, wie er, ein jüngeres schönes Weib umfangend, davon sprach, daß eine gestorbene Liebe in ihrem Grabe blei-

ben müsse. — So sei es denn! Und nimmer will ich ihn wiedersehen."

Und indem die Gräfin so sprach, schwand ein Schatten jener Scene, deren flüchtige Zeugin sie gewesen, über ihr Gesicht. — Eine Eifersucht höherer Art offenbart sich nur im Verschwinden der verdunkelten Erscheinung.

„Wenn ich nur kann, liebe Gräfin!" antwortete Fabia in Bezug auf das von ihr erflehte Verhindern, „wenn ich nur kann! — Aber wird Sylvius — oder Romana — nicht nach Josephine fragen? Und ist das Recht dazu ihm irgend verweigerlich?

„Josephine bleibt einstweilen hier," entschied die Gräfin, ohne sich auf eine nähere Bestimmung über diesen Punct einzulassen, „auf Sie aber, liebe Fabia, verlasse ich mich, daß Sie den Vater derselben mir entfernt halten."

Frau Fabia versprach dies mit größerer Willfährigkeit als sie vielleicht früher gezeigt haben würde, eine Zusammenkunft der Liebenden zu vermitteln. Sie hielt den Schlüssel zur Chatoulle fest empor und sprach: „Könnte ich nun — nicht den kleinen Sarg, der ist auch versenkt! — nein! den großen Sarg meines Mannes damit öffnen und ihm sagen, wie so ruhig er hätte sein können bei Lebzeiten, und daß er sich und mich unnütz abgequält. Ach! er würde so wenig auf mich hören als sonst."

„Ja, die Todten schlafen tief —" sagte Albane mit verstörtem Lächeln. Das Bedürfniß dieser unaufregbaren Ruhe sprach eben jetzt lauter als jemals in ihr an.

Als die Frauen ihre geheime Unterredung hiermit beendigten und wieder in das Zimmer traten, fanden sie den Grafen auf dem Canapee an Josephinen's Seite, und in emsigem Gespräch mit ihr, welches anziehend sein mußte,

denn die Augen des alten Herrn hingen innig an dem lieben Kinde, und jener wüste Ausdruck geistiger Verworrenheit, welche seine schlaffen Gesichtszüge charakterisirte und unter jedem Härchen des greisen Bartes hervorstach — war dem klaren Durchblick des Gefühls gewichen, womit die anmuthige Nähe eines Wesens auf ihn wirkte, das ihn so nahe anging.

Wir überlassen diese kleine Gesellschaft des Weiteren sich selbst, und eilen der späten Rückkehr Fabia's nach dem Stifte zuvor.

Zeitiger, als er vermuthet worden, und ziemlich mißvergnügt kam der Administrator mit seinem Freunde nach Sanct Capella zurück. Der Zweck dieser kleinen Reise war unerreicht geblieben, auf der ihnen einige Fatalitäten zugestoßen, und dies war es wohl nicht allein, was ihn verstimmte. Jenes geheimnißvolle Unbehagen, welches die Seele wie den Körper dessen durchschleicht, dem ein Uebel bevorsteht, der schwüle Schauer, der die Blitze ankündigt, die unser Herz treffen sollen, die ganze Atmosphäre trüber Ahnung beklemmte ihn heimlich, und verdunkelte seinem Blicke die Lieblichkeit der Natur. In solcher Stimmung gelingt uns fast nichts. Unsere Plane vereiteln, die sicherste Berechnung trügt — wir finden Hindernisse bei Allem. Und von der Zukunft leise beängstigt, wird es uns nicht deutlich, warum die gegenwärtige Minute den gewohnten Gang unserer Weise, unserer Wünsche also erschwere? So wie im Gegensatz die Hoffnung ohne eine andere Gewähr, als sich selbst, zu jedem Glück verhilft und oft unsere kühnsten Erwartungen überflügelt.

Sylvius, der sich unpäßlich fühlte, begab sich sogleich in sein Zimmer, um noch einen Brief von dringendem Bezug

auf das mißlungene Geschäft dieser Reise zu schreiben, und der weltliche Prälat von Sanct Capella schritt mit bewölkter Stirn dem seinen zu. Niemand hatte ihn willkommen geheißen — das kam ihm seltsam vor. Etwas finster von dieser scheinbaren Vernachlässigung fragte er eine dienende Person, die ihm begegnete, nach Fabia, und erhielt zur Antwort, daß sie verreist wäre.

„Verreist? meine Schwägerin?“ fragte der Administrator, und hätte nicht ungläubiger hohnlächeln können, wenn man ihm gesagt: das Stift, in höchsteigener steinerner Figur, sei bei dem schönen Abend ein wenig spazieren gegangen.

Man erwarte die Frau mit jedem Augenblick zurück, setzte die Berichterstatterin hinzu; worauf Jener flüchtig vermuthete, nur ein wirthschaftlicher Grund von großer Erheblichkeit müsse eine so stete Haushälterin von Ort und Stelle gerückt haben. Doch um nichts heiterer durch diese Forderung trat er in die heimische Wohnung, entledigte sich des Reisebedarfs und alsbald ward sein umherschweifender Blick von jenem Blättchen auf seinem Schreibpult magnetisch angezogen. Er las diese wenigen Zeilen unzählige Male, ehe er den Sinn derselben zu fassen vermochte.

„Allmächtiger Gott!“ rief er zu sich selbst, „das arme Mädchen in meiner Abwesenheit fortzuschaffen — gleichsam wegzustehlen! —“ Ein Getümmel aufrührischer Gedanken bestürmte ihn, und Frau Fabia, welche sich im Laufe des verflossenen Nachmittags richterlich benommen, ahnete wohl schwerlich, daß ihr Andenken ob jener eigenmächtigen Gewaltthat um wenig später vor Gericht gezogen — wo nicht zermalmt würde. — Aber der kindliche Ton des kleinen Brieffragments entwaffnete ihn, und keine Reihe thatsäch-

licher Beweise hätte ihn so vollständig überzeugen können, wie die schulmäßige Entschuldigung der ersten Zeile, daß es nimmer ein Wesen gegeben, so fremd jeden Egoismus, so ganz aus Liebe und Hingebung gebildet, wie Josephine. Beitragen sollte er? Wozu? — Er sammelte seine ganze Kraft für diese abgebrochene Bitte. Dabei nahm er das Fädchen an der Feder hängend wahr. Zarter sind die Fäden nicht, in denen der Sommer in die Lüfte flattert — doch nichts wirkt so ausnehmend fein wie die Zuneigung zu einem persönlichen Gegenstand, und so war denn jene Seidenfaser ein starkes Bindemittel seiner Ideen, ein Segeltau, das sein Herz schwellend machte. „Schwester Veronica wird es wissen —“ dachte der Administrator, und eilte ohne Verzug aus dem Zimmer. Leidenschaftliche Hast, dieses räthselhafte Dunkel aufgehellt zu sehen, trieb ihn die öden Säle entlang bis zur Thür der entlegenen Zelle, an welche die Abendsonne Verklärung malte, so daß dieser Eingang wirklich einer Himmelspforte glich. Hier stand er still, und Stille waltete ringsum. Ein Gefühl, der Andacht verwandt, ließ ihn zögernd dies Altarblatt betrachten, wohinter ein Geist wohnte, der mit dem Göttlichen vertrauten Umgang pflog. Sein Herz, heftig klopfend vom hurtigen Gehen, vom Drange der Erwartung, ward in dieser sanften Nähe wunderbar besänftigt. Er richtete sich hochathmend auf, während er den gekrümmten Finger leise und langsam an die Thür legte. Sie that sich auf. Der hereindringende Strahl vergoldete diese anspruchlosen Wände, und warf einen Schimmer von Glanz und Heiligkeit auf die Gestalt der Nonne, welche in frommer Einfalt mit einem Liebeswerk beschäftiget war. Ein Myrtenbaum von üppiger Schönheit, wovon die Nonne mit wähliger Vor-

ficht eine Menge Zweige abschnitt, stand vor ihr auf einem Tische und daneben lag ein kleiner Namenszug aus altdeutschen Lettern in Perlen gereiht. Und wie die klösterliche Jungfrau den alten schönen Kopf, um den ein Nimbus der Gottseligkeit schwebte, an den Baum der Liebe schmiegte, der ihr nie geblüht, der ihr nur die bittere Frucht der Entsagung bereitet, gewährte ihr Anblick ein fast überirdisches Bild.

Wie selten hatte ein Mann diese einsame Schwelle beschritten! — Der aufgeregte Blick des Administrators schien den ewigen Bestand der Dinge umher aufheben zu wollen. Kein Stäubchen dieser reinlichen Clause ruhete noch so tief und lange, es lief empor bei seinem Eintritt, um gesellig in der plötzlichen Erleuchtung zu schweben, und eine größere als diese lautlose Unruhe störte nie die stete Geborgenheit dieser Wohnung, deren Luft nur ein Athemzug des Friedens war.

„Verzeihen Sie doch ja gütigst meiner Zudringlichkeit," sagte der Besuchende nach ehrerbietigem Gruß, „Ihnen zu dieser Zeit vielleicht beschwerlich zu werden." Man findet, in abgesondertem Verhältnisse werden die Menschen leicht eben so weitläufig als förmlich gegen einander, wogegen die Welt der Umgangsweise eine drängende Kürze anschleift. Schwester Veronica ließ das Messerchen, womit sie Myrten schnitt, ihrer Hand entgleiten, und bezeigte eine verwunderungsvolle Freude, den Vorstand des Hauses bei sich zu sehen, der ihr nach herzlicher Versicherung zu jeder Zeit willkommen wäre. Zugleich bemerkte sie still für sich, daß sein stattliches Aeußere etwas verstört sei — und die Stimmung der guten Nonne, seit einigen Tagen von stärkeren Eindrücken bewegt, spannte sich für den beziehungsvollen

Ton, womit er anhob: „Ich war verreist mit meinem Freunde und finde jetzt bei unserer Rückkehr die Schwägerin nicht daheim. Das befremdet mich. Sie hat auch Josephine mitgenommen — —“ Der Administrator stockte. „Eine hypochondrische Aengstlichkeit wandelte mich an — wenn nur kein unangenehmer Vorfall — ich meinte nun, Sie, werthe Schwester Veronica, würden mir des Näheren Auskunft geben können.“

„Was ich weiß, will ich ihnen sagen —“ sprach die Nonne, und das tiefsinnige Lächeln in ihren Zügen drückte eben sowohl ihre bekümmerte Unwissenheit in dieser Sache, als eine Zuflucht der Gemüthsruhe aus, die sie dem Frager gäbe. „Frau Fabia ist nach Bühle gefahren mit dem lieben Kinde. Dort ist die Gräfin Frankenstern mit ihrem Herrn Vater angekommen — und trägt Verlangen, ihre gute Freundin hiesigen Orts baldigst zu sprechen. Ein expresser Bote —.“

Das Gesicht des Administrators hatte sich während dieser Nachricht verändert. „Das ist ein großes Ereigniß!“ unterbrach er die Nonne mit gesenkter Stimme; doch nur mechanisch schien er die Silbenlaute dieses Wortes auszusprechen, das Muskelspiel seines Mundes schob krampfhaft der getroffenen Wahl des Ausdrucks einen andern unter, und sagte: „Das ist ein großes Unglück!“ Der Nonne ging die Ahnung auf, sie hätte ihm etwas höchst Wichtiges mitgetheilt.

Da jedoch Niemand, am wenigsten aber ein ältliches Frauenzimmer, dem Reiz des Bewußtseins zu widerstehen vermag, das, was man sagen könne, habe Werth für den, der es höre, so konnte auch Schwester Veronica nicht umhin, den Schatz ihrer Neuigkeit in kleiner Münze auszuzah-

len. Vorerst aber mußte sich der Administrator auf ihr inständiges Nöthigen niederlassen. Er berührte kaum die Kante eines Stuhls, und saß dennoch wie auf Nadeln. — Schwester Veronica begann nun: „Gestern Abend, da es dämmerte — das Schummerstündchen bringe ich gern drüben zu — ging ich hinüber zu den lieben Ihrigen. Es war uns Allen traurig zu Sinne; denn Gregors kleine Julie lag im Sterben — ich bin, wie Sie sehen, daran, für ein Todtenkränzchen zu sorgen — die Mutter, hieß es, wäre außer sich, und man hatte geschickt, Frau Fabia möchte kommen und in dieser Angst den armen Leutchen mit Rath und Zuspruch ein wenig beistehen. Sie ist, das muß man an ihr rühmen — von christlicher Geduld und gelassenem Wesen —" diese Tugenden seiner Schwägerin hätte jetzt schwerlich ein Freund der Wahrheit dem Administrator nachsagen mögen. Er sah die Nonne mit einem weitschauenden Blicke beschleunigender Aufmerksamkeit an, und es däuchte ihm, seiner theilnehmenden Nächstenliebe ungeachtet, als ob sie von einem Falle spräche, der die ersten Eltern nach Erschaffung der Welt betroffen hätte.

„So blieb ich denn," fuhr die geistliche Jungfrau fort, „mit Josephine allein. Das gute Kind war aber betrübt und äußerte sonderbare Gedanken, die ich jedoch für weiter nichts hielt, als jenen wehmüthigen Ernst, der ein jugendlich Gemüth ergreift, wenn es den Tod in der Nähe weiß und gute Menschen in Schmerz und Leid um ein Liebstes und Einziges. Dann wird der Gedanke an jede mögliche Trennung, die uns selbst bevorstehen könnte, so natürlich. Wenn uns ein Verlust bewegt, dann scheint Alles um uns her zu wanken, und wir umfassen, was uns vorzugsweise am Herzen liegt, nur um so inniger. — Also wieder auf

Josephine zu kommen, so sagte sie, wie weh es ihr thun würde, Sanct Capella zu verlassen, wo ihr nur allein wohl wäre. Wie gern sie hier sterben möchte oder wohnen in dieser Zelle, es ging mir nahe. Ich erwiederte ihr, daß an solch ein Scheiden vor der Hand doch nicht zu denken sei, daß sie mein Stübchen erben solle mit Allem, wie es steht und liegt."

Das Auge des Zuhörers schien dies Testament im Innersten seiner Seele aufzunehmen. Sein Blick spähte umher, als schätzte er die lieben Heiligen allzumal — und der geringste Gegenstand war durch den Gebrauch ein kleiner Heiliger geworden — nach ihrem Nennwerthe ab, und trüge die stummen Effecten in die Register seines Geistes ein. Dann ruhte sein Auge auf einem umgeschlagenen Notenblatte aus, als notire er dies Adagio, zähle die Pausen, und vergleiche den letzten hinsterbenden Ton mit der Rede der Erblasserin, welche mit heiterem todesvertrautem Sinn an ihre Auflösung denken konnte. — Ein anderer Kranz von diesem Myrtenbaume, ein anderer Name in den Anfangsbuchstaben dieser Perlen schwebte ihm in einer gewissen Ideenverwirrung vor. Die Wünsche des jungen Mädchens, welche beide auf bittere Resignation deuteten, griffen schmerzlich an sein Gefühl, und er schwieg mit einem tiefen Seufzer. „Wie wir noch so über mein Vermächtniß sprachen," fuhr die Nonne fort, „kam Frau Fabia zurück. Sie trug einen Brief in ihrer Hand und begehrte Licht, um ihn zu lesen. Und da sie ihn las — sehen Sie um Gotteswillen! wird uns die Frau schier ohnmächtig. Ich kann nicht leugnen, daß mir alle Glieder zitterten. Die Frau Schwägerin ist nicht nervenschwach, nein! eine starkmüthige Person, häuslich erkräftiget, gesund an Leib und Seele; so mußte ihr

der Brief hart angekommen sein. Auch jagt der Sturm das Laub der Espe nicht geschwinder, als das Blatt in ihrer Hand flog. Sie ging alsbald zu Bette, und ich hatte ihretwegen eine unruhige Nacht. Am Morgen in aller Frühe wollte ich mich erkundigen, wie sie geschlafen; das Zimmer war noch zu. Ich kam wieder und fand es abermals verschlossen; doch vernahm ich drinnen ein leises Gespräch und unterschied Josephinens schluchzende Stimme. Nun halte ich Einbruch kaum so schlimm, als Eindrängen in das Geheimniß eines Andern, und habe mich mein Lebtag davor gescheut. Das Vertrauen muß ein Geschenk der Freundschaft sein, nicht aber eine milde Gabe, die der Ungestüm davon trägt, wenn er die Gutherzigkeit überrascht. — Ich dachte, es wird wohl an mich kommen. Auch kam Frau Fabia, um mir zu sagen, daß sie für diesen Nachmittag nach Bühle fahren würde. Josephine stand stumm und blaß wie ein Marienbild daneben, und sah mich nur mit einem barmherzigen Gesichtchen an. Und da die Mutter meinte, sie denke nicht allzuspät wieder da zu sein, konnte sie sich nicht enthalten, zu weinen, als sollten wir uns niemals wiedersehen. Ich sprach ihr Muth ein und sagte: Nun, wir scheiden ja nicht für ewig, mein Herzenskind! Was wär's denn auch, wenn Du ein paar Tage drüben bleiben müßtest? Bin ich doch in meiner Jugend, und noch dazu als Braut, auch bei der hochseligen Gräfin Frankenstern gewesen, und würde heut noch Bescheid im Schlosse wissen, und Dir das kleine Gemach zeigen können, worin ich geschlafen. — Das schien dem lieben Mädchen denn traut und tröstlich zu sein, und ein Mehreres, werther Herr Administrator, wüßte ich Ihnen nicht zu sagen."

Es genügte jedoch. Der Administrator dankte zerstreut,

wechselte in gebundener Rede — im Sinne der Zurückhaltung — einige Worte; denn es machte ihn beklommen, daß er gegen die herzliche Nonne nicht ganz aufrichtig sein dürfte. So war es ihm nicht unlieb, daß der Zufall ihm über einen Augenblick hinweghalf, der sein Zartgefühl, das der Freundschaft wie der Verschwiegenheit, in die Probe nahm. — Er ward abgerufen, weil Jemand ihn zu sprechen begehre. Doch als der Administrator in sein Zimmer kam, fand er zu seinem Befremden keinen fremden Zuspruch, sondern seinen Freund, den Major Feldmeister, der im Gleichmaß starker Schritte auf und nieder ging. Es verändert seltsam unsere Stimmung, ob wir Besuch in unserm Eigenthum empfangen, oder von Andern darin empfangen werden. Demnach ließ eine gewisse erschrockene Verwunderung, gemischt mit einem dumpfen Gefühl getäuschten Erwartens, den Administrator an der Schwelle seines Zimmers zurücktreten, als er die Einquartierung desselben inne ward. —

„Bitte nicht übel zu nehmen, Freundchen, daß ich so sans façon Eingang gesucht," sagte der Major, die Miene des Unmuths an Jenem bemerkend, und ein fremdartiges Lächeln lief hurtig wie Geflügel über die Furchen seines Angesichts, das in diesem Augenblicke einem Winterfelde glich, matt von der Sonne beschienen.

„Den rechten Eingang finden," fuhr er fort, „ist schwer, und mancher folgerichtige, bei dem wahrhaftigen Gott! taugt dennoch nichts."

Herr Prälat kannte seinen Freund und dessen Redeweise zu genau, um noch eines einleitenden Wortes zu bedürfen. Eine böse Ahnung kroch an sein Herz; aber er nahm sich zusammen, und sagte mit stoischer Stimme: „Sie haben

mir etwas Schlimmes anzukündigen, Major! Fassen Sie Sich in der Kürze, ich bitte! ich bin gefaßt." —

Diese Voraussetzung brachte den Major aus dem Zusammenhang. In merklicher Verwirrung antwortete er: „Schlimmes? Nun ja, aber vermengt mit Gutem, wie uns die bittersten Erfahrungen gereicht werden. Das Schicksal ist ein Mischling. Glücklich retournirt, Freundchen? Waren Sie schon da, wie die Estaffette kam? — Sehen Sie, da habe ich mir all mein Lebtag eingebildet, ein blasender Postillon müsse ein Glück verlautbaren, etwa das große Loos — die Ankunft des Königs — oder einen Ehrenaufzug und dergleichen. Daß eine Hiobspost mit solch fröhlichem Gebläse kommen könne, das hätte ich nimmer gedacht. So erinnere ich mich, daß, als ich, ein junger Officier damals, in B— stand, hatten wir eine Schlittenfahrt en Masque mit solchem Vorklang. Der Zug war originell genug, und wir fuhren, so zu sagen, mit Furcht und Schrecken. Der Führer der ersten Dame, ein allerliebstes Mädchen, schön wie das Leben, war der Tod!" —

„Major!" sagte der Administrator in sichtlicher Pein, „nochmals bitte ich Sie, sagen Sie mir ohne Bild, ohne Masque, wessen Tod ich erfahren soll? — Mein Bruder" —

Es wäre nicht genau zu bestimmen, ob der alte Feldmeister hierbei nickte, oder nur das Haupt senkte, da er alle Allegorien fallen ließ, und einfach sagte: „Ja, wozu die vorbereitende Folter und ihren ausdehnenden Grad? Sie sind ein Mann. Ihr Bruder — ist nicht mehr, und nur an den Ort seiner Bestimmung gelangt, um auf das schleunigste zu sterben." —

Alles Blut wich aus den Wangen des Administrators.

„Großer Gott! mein guter Constanz!“ rief er mit blassen Lippen, und fühlte in diesem herzandringenden Moment, daß eines Vaters Blut in ihren Adern flösse. „Nicht möglich! Und an Sie, Major, ist die Nachricht gekommen?“ Es war, als ob ein leiser Zweifel in dieser Frage läge.

„An mich!“ antwortete der ehrliche Alte mit dem Vollbewußtsein eines wahrhaften Freundes, „mein Neffe hat es mir geschrieben, da die arme Therese sich außer Stande dazu gefühlt, und Füßli nicht Zeit gehabt hat. Füßli! der Leichtfuß vergißt zu bemerken, wer Füßli sei, als ob mir wie dem Allwissenden aller Menschen Namen in mein Buch geschrieben wären.“

Der Major berührte hierauf in Kürze, wie und wann der Gemahl Theresens gestorben sei.

„Ich träume wohl?“ fragte sein Brüder und legte die Hand an die Stirne, auf der noch bleiches Entsetzen schwebte, „wie aber kam der Lieutenant Feldmeister in jene ferne Gegend, und zu einer so herben Dienstleistung? Es war, als ob er diese sonderbare Fügung im Namen des Verstorbenen übel nähme.

„Sehen Sie,“ erwiederte der Major, „das ist eine merkwürdige Geschichte, und ich gäbe meine Lieblingsschmarre darum, wenn ich in meiner Jugend Logik studirt hätte. Da könnte ich Ihnen Alles fein ordentlich entwickeln, statt daß ich hinten anfange, vorn ein Fädchen abreiße, — und so weiter. Der Rudolph hat ein enormes Glück gehabt, das mir bei dieser traurigen Gelegenheit kund geworden, und mein Glaube an die Fama der Estafette gewissermaßen doch Recht. Die Fee Fauferlüsche — Sie wissen schon — hat das Zeitliche gesegnet und ihn zum Universalerben eingesetzt.

Das hätte der Junge wohl nicht gedacht, daß, als er die alte Dame Wischiwaschi aus einer lächerlichen Verlegenheit emporriß, und sie vor aller Welt Augen in den Ballstuhl setzte, sie ihn dafür zeitlebens jeder ernsthaften Verlegenheit überheben, und so weich setzen würde? — Man schätzt ihren Nachlaß auf hunderttausend Thaler. Gleichzeitig mit diesem Vermächtniß erfährt er, versetzt zu sein, worauf er, wie Sie Sich vielleicht erinnern, angetragen, um nicht für einen Erbschleicher zu gelten. So spielt der Zufall. Daß der Rudolph grade an den Ort kommen mußte, wohin Ihr Bruder, begleitet von der lieben Frau, seiner gesandtschaftlichen Ordre folgte, scheint mir jedoch nicht von Ungefähr. Taugt nichts! rief ich unwillkürlich aus, wie ich das las. Nun verursacht großes Glück auch im besten Falle eine kleine Narrheit. Und wie der Ritter Don Quixote ein Barbierbecken für Mambrins Helm hielt, so steht nun Rudolph einen Damenschuh in Allem, was ihm begegnet. Ich glaube, würde die Armee auf Kriegsfuß gesetzt, er sähe sie auf Pantoffeln von Silbermoor marschiren. Der Pantoffelheld! Der!" —

Der Administrator empfand schmerzlich, daß des alten Freundes theilnehmendes Interesse an den gemeinsamen wichtigen Mittheilungen diesmal zu silbern sei, um mit dem seinigen in Einklang zu stehen. In diesen Augenblicken schien ihm kein todtes Metall beglückend. Er hatte nur Gefühl für den Verlust eines so kräftigen jungen Lebens, welches der Welt und ihren Freuden so im Umsehen entrissen worden war.

„Ich kann es noch nicht fassen," schob der Administrator in die Pause jenes Ausrufs ein, und sein Ton ließ errathen, daß er von der Rede des Freundes wenig oder

nichts gehört, und während ihrer Dauer nur an den Verstorbenen gedacht hätte. Er sah jetzt auf, in seinem erloschenen Blicke entglomm ein Funke — und so fragte er: „Sie meinen also, Major, daß Ihr Neffe in Verabredung mit Therese dort eingetroffen wäre?“ — Der Schatten, der in diesem Gedanken auf die Abwesende fiel, verfinsterte sein Gesicht tief. Aber mit dem Eifer der Selbstentrüstung trat der Major vor ihn hin, und sprach: „Davor sei Gott! daß ich so etwas nur gedacht, geschweige denn geäußert hätte. Oder es müßte eine Verabredung der höheren Mächte darunter verstanden sein, die vorausgesehen, daß Ihr Bruder sterben und Therese, fremd und verlassen allda, einen Freund brauchen würde, der wie mein braver Artillerist für sie durchs Feuer liefe. — Besinnt Euch, Freundchen! es wäre ja nicht einmal möglich gewesen; denn mein Neffe ward früher versetzt, als der Legationsrath seine Frau von hier abholte. — Hätten Sie Acht gegeben, was ich gesagt, so würden Sie jetzt hören, wo ich hinausgewollt — mein Schwadroniren hat mich jedoch zu weit abwärts geführt. — Da geht der Rudolph eines Tages über den Markt, und stößt auf einen Menschen, der einen Schuh trägt. Jener erkennt ihn — den Schuh nämlich — an der Farbe, an dem kleinen polnischen Maße; er kennt die Dame, der er gehört. Nun läuft gleichsam dieser niedliche Wegweiser vor ihm her, und führt ihn vor die rechte Schmiede. So ist's, Freundchen. Und daß mein Neffe nun der armen Therese beisteht, so viel er kann, ist nicht mehr als billig.“ —

Dies Letztere sagte der Major in dem Tone löblichen Gutachtens, und mit persönlichem Nachdruck — als ob der Lieutenant nur, bewogen von der Rücksicht, in welchem Ver-

hältniß sein Oheim zu der Familie des Hingeschiedenen stände — sich der jungen Frau angenommen. Dennoch konnte der Administrator ein Lächeln, so bitter als traurig, nicht unterdrücken, als er sagte: „Es wäre dessenungeachtet sehr möglich, daß mein seliger Bruder so wie die Welt, welche er verlassen, etwas gegen diesen Curator einzuwenden hätte." —

Der Major zog die Braunen zusammen, und klemmte die Unterlippe ein. Er fühlte wohl, daß sein Freund recht hatte; wie hätte er aber das kleine Unrecht, was in dieser Erwiederung gegen ihn selbst lag, nicht lieber männlich verbeißen als rügen, und mit der Gereiztheit eines Betrübten Geduld haben mögen? Er antwortete demnach langmüthig: „Das hat der Rudolph auch bedacht, und deßhalb dafür gesorgt, daß Therese den Gasthof verließe. Sie hält sich jetzt höchst wahrscheinlich auf dem Gute der Baronin Lenau, einer Schwester seiner Mutter, auf. Dies war die Intention meines Neffen, als er den Brief an mich geschrieben. Doch die Hauptsache darin hätte ich beinahe vergessen. Therese läßt Sie flehentlichst bitten, wenn es irgend möglich wäre, hinzukommen. Sie wüßte sich nicht Rath, und es gäbe Manches zu ordnen, was nur den nächsten Verwandten zustände." —

Herr Prälat sah schweigend vor sich hin. Die Forderung dieser weiten Reise von solch traurigem Anlaß geschah zu einer Zeit, die dem Entschlusse günstig war. Sein Herz war erschüttert, und nicht von der Seite allein, wo der plötzliche Schlag der eben vernommenen Nachricht es bestürzte. Die Zukunft schwebte im Ungewissen — und es war, als wäre der Bestand aller bisherigen Verhältnisse aufgelöst. Dann konnte Sylvius ihn jetzt vertreten. Wer

wüßte, ob er jemals eine so lange Abwesenheit ohne Zeitverlust für sein Amt ermöglichen könnte? — Und wie er auf der Wage der Gedanken alles Schwierige der fraglichen Reise erwog, und dachte, ob er sich auch stark genug dazu fände, die kalten Geschäfte des Verstorbenen zu besorgen, und ein warmes Bad hysterischer Thränen hinzunehmen, die Therese etwa vergießen möchte, — fühlte er mit einem nervösen Schauer, daß ein Leben von so verhängnißvollem Gewicht und in ewiger Pendel-Schwingung wie das seines Bruders den Todten hätte so früh hinabziehen müssen. In Folge dieser Betrachtungen sagte er: „Seine Rastlosigkeit — glauben Sie es! hat den armen Constanz aufgerieben."

„Das sag ich auch!" sprach der Major, „man bekam Schwindel, vom Hören bloß. Er flog ja, wie auf Faufts Mantel" — der Hund knurrte — „still da! Dich meine ich nicht, mein Alterchen — von einem Ende der Welt zum andern. Wären wir vom Schöpfer dazu geschaffen, dann hätte er uns Flügel gegeben wie der Schwalbe, oder uns luftig gemacht wie den Wind. So aber sind wir Wesen mit Fleisch und Bein, und ein standhafter Prinz ist derjenige, der in der Tragödie dieses Erdenlebens am würdigsten aushält. — Wir schreiten bedächtig einher, oder fahren gemächlich mit Vieren. — In der Schrift steht, der Herr habe nicht Gefallen an Jemandes Beinen, noch an der Stärke des Rosses. — Oft habe ich über diese Stelle nachgedacht. Wenn ich die Gicht in meinen Beinen spürte, da empfand ich, daß der gütige Gott und Heiland kein Wohlgefallen daran haben könnte."

„Und jetzt," sprach der Administrator, der nur wie im Dunkeln der Gedankenreihe seines alten Freundes gefolgt

war, „wo er endlich festen Fuß gefaßt haben würde, mußte mein guter Bruder sterben!“

„Ebendeßwegen!“ erwiederte der Major mit verstärkter Stimme, „ebendeßwegen starb er. Gebt Euch zufrieden, Freundchen!“ — Mit aller Hochachtung gegen den Legationsrath gesprochen; aber ein Mann der Ruhe war er nicht, und so machte er sich mit der Schnellpost des Todes davon. Vielleicht war dies der klügste Streich des Diplomaten, und jedenfalls besser als ein späterer Rückzug aus dem neuen Hausstaate. Er mochte die alte Urkunde der Liebe hervorgesucht und manchen Buchstaben darin verlöscht gefunden haben. Zum Ehestande dieser seßhaften Charge paßte er nur so wie der Vogel, der sich im Fluge vermählt, sein Weibchen dann in irgend einem Neste sitzen läßt, wo dann der Teufel nicht selten ein Ei in die Wirthschaft legt.“ —

Hier trat Frau Fabia ein, und bei dem Anblick der frommen Domina des weltlichen Klosterhauses erstarb das böse Princip dem alten Feldmeister auf der soldatischen Zunge. Er grüßte, schlüpfte zur Thür hinaus, durch ein unverständliches Murmeln andeutend, er wolle den bewußten Brief holen — und Herr Prälat sah sich mit seiner Schwägerin allein. Er hatte den Wagen nicht kommen gehört, ihre Ankunft schien ihm ersehnt, obschon sie allein kam. Auch entsprach Fabia's Gesicht der Empfindung, welche sie aufnahm. Der strenge Charakter desselben war einem Ausdruck von Schwermuth und Erleichterung gewichen, der sich wechselseitig aufhob und ein sanftes Ineinanderfließen von Klarheit und Trübsinn über ihre Züge verbreitete, das Zutrauen einflößte, sie werde eine schmerzliche

Erfahrung eben so wohl zu theilen fähig sein, als zu beurtheilen wissen.

„Es ist mir lieb, Fabia, daß Du nun da bist!“ sagte der Administrator ihr entgegentretend; aber sein Gruß klang traurig. „Denke nur, mein guter Bruder ist todt! und Therese ist nun eine Wittwe, wie Du!“

Frau Fabia erschrak. Alles, was dieser Nachmittag für sie enthalten, trat vor der Wichtigkeit dieser Worte in den Schatten; aber ein leises Streiflicht zuckte auf ihren Lippen — der Geist der Wahrsagung erschien darin, und ein Gedankenblitz des Vergleichs: Therese werde nimmer sein wie sie.

„Um Gott! was Du sagst, mein Bruder!“ antwortete Fabia, „und wäre diese Nachricht mehr als ein Gerücht?“

„Diese Nachricht,“ erwiederte Jener mit abgeschlossener Gewißheit in Blick und Ton, „ist diesen Abend durch eine Estafette an den Major gekommen. Constanz ist in der Nacht seiner Ankunft in — an der Bräune gestorben, und — also erstickt!“ Dies Letztere setzte der Administrator mit erstickter Stimme hinzu. Das Wasser schoß ihm in die Augen, und vor Fabia's Theilnahme, welche sich mütterlich zu äußern pflegte, das heißt, ob auch zartsinnig, doch überlegen — schämte er sich der brüderlichen Thräne nicht.

„Denke Dir das nicht gar so schwarz,“ sagte Fabia leidsam, und bemühte sich, obgleich unverhehlt der eigenen Rührung, ihren Schwager zu trösten. Sie machte dabei zu Gunsten einer dunkeln Stunde eine Kraft geltend, welche gewiß zu den schätzbarsten dieser oft verkannten Frau gehörte. Fabia besaß die Gabe eines wunderbar wirkenden Zuspruchs. Vermöge solcher Erfahrungen, die, indem sie das Leben trüben, den Blick des Geistes schärfen, war ihr

eine tiefere Einsicht in die Herzen vergönnt, als diese sonst selten gefunden werden dürfte, wo es an Weltkenntniß fehlt, die Fabia nicht hatte erwerben können. — Zuweilen sogar sprach etwas Sibyllinisches aus ihr. Um ihrer Zuverlässigkeit willen glaubte man an sie. Und da Fabia es für eine Pflichterfüllung ihrer Religion hielt, sich der Betrübten anzunehmen, so versäumte sie keine Gelegenheit, es zu thun; in ihrem Benehmen lag alsdann eine schmerzvergütende Innigkeit, deren sie gänzlich ermangelte, wo es darauf ankam, sich mit den Fröhlichen zu freuen. Gegen den Gottesdienst der Freude war Fabia stumpf. Und da sie im Geiste der Zerknirschung den Spruch vor Augen hatte: „Ein zerschlagenes Herz wird Gott nicht verachten;" — so war ihr nichts von größerem Werth, sich linden und lieblichen Wesens daran zu beweisen, als — eine Wunde. So ging ihr des Schwagers Leid sehr nahe, und zwar um so näher, als sie bedachte, er traure jetzt in gleichem Grade wie um ihren Mann. Und obgleich der verstorbene Bruder desselben ihr ein Fremder gewesen, so empfand doch auch sie seinen Tod in einem Nachgefühl ihrer eigenen Verwittwung.

„Mein Herr und Heiland! was ist doch das Leben!" sagte nun Fabia beschaulicher Weise, als der Affect des Schmerzes besprochen schien, „hier stand er noch vor wenig Wochen — ich sehe ihn leiblich vor mir stehen. Ich habe es Dir nicht sagen mögen und Keinem; aber der Bruder kam mir übel vor. Es giebt einen gewissen Verfall des Aussehens, der doch selten trügt; indeß wähnte ich, er wäre nur angegriffen von den Anstrengungen seiner Reisen, auch habe ich ihn früher nicht gekannt. Glaube nur, Bester! das Zusammenleben mit Therese hätte nicht mehr gut ge-

than. Sie waren einander entwöhnt, wo nicht gar fremd geworden. Und was ist denn die Ehe, wenn sie Jahre zuläßt, in denen man vergnügt ohne einander sein kann, und nach dem Lebewohl vom Munde des Gatten nun wirklich wohllebt? Der Ehe Bund ist so enge, daß er alles Fremdartige ausschließt, und wo Mann und Weib einander viel zu erzählen haben, da fühlt gewiß Eins fürs Andere wenig."

„Du gehst zu weit, Fabia," entgegnete der Administrator, „Tausende von Ehegatten werden durch Pflicht und Verhältniß getrennt, und lieben sich dennoch."

Darauf sprach Frau Fabia: „Es mag eine Liebe geben, die in der Trennung sogar besser besteht; aber es ist nicht die, welche ich meine. — Was nun Therese anbetrifft, so dürfte ihr ehelich Gefühl schwerlich unter den ersteren Fall zu rechnen sein. Wer weiß, wie sehr wir Ursach hätten, für diese Auflösung den Herrn zu preisen! — Du weißt ja selbst, wie verbitternd Scheidungen anderer Art" — der Faden ihrer Rede riß bei dieser geschwisterlichen Beziehung ab, und der Administrator schaute düster wie in eine Ferne der Zukunft oder der Vergangenheit.

„Was soll nun aus Therese werden?" fragte Fabia, und wendete die Richtung ihrer Gedanken, „ohne Vermögen, ohne einen Halt, der Lust am Fleiß, wie jeder Geschicklichkeit ermangelnd, die da Nutzen schafft." —

Der Administrator lächelte dieser unnützen Sorge. „Ich glaube, gute Fabia," sagte er mit jener Ironie der Duldsamkeit, die nur ganz schwach eine Schwäche andeutet, „wir dürfen deßhalb unbekümmert sein. Das Glück selbst scheint sich ihrer angenommen zu haben, und wen dies sich zu eigen macht, der braucht nichts als ein Paar Flügel des

Leichtsinns, und diese hat Therese schon.“ Und nun erzählte er seiner Schwägerin halblaut, was er vom Major erfahren. Er schloß mit den Worten: „So läßt sich nun absehen, wie Alles kommen werde. Wenn es nun ein schöner Zug von Dir ist, liebe Fabia, daß Du das Unglück achtest, und dem vorzugsweise freundlich bist, den — um in Deiner Sprache zu reden — der Herr heimsucht; so laß uns Theresen mindestens nicht zürnen, daß sie verdienstlos eine Begünstigte scheint; daß noch vor dem Verlust der Ersatz schon Wurzel gefaßt, wie ein neuer Kinderzahn schon glänzend dasteht, ehe der erste fast schmerzlos gebrochen. — Auch das Glück kommt von Gott, und wir schmähen den Geber, wenn wir vom Glücklichen nicht glimpflich denken.“

Mit einem gekränkten Lächeln antwortete Fabia: „O! ich will ihr alles Gute gönnen und wünschen. Der Allwissende steht ins Innerste, und weiß allein, ob wir treu erfunden werden oder nicht. Daß ich mich fortan auch der leisesten Verurtheilung enthalte, das ist gelobt. Ach, mein Bruder, welch ein erfahrungsreicher Tag der heutige! Seit gestern Abend ist mein Herz nicht aus der Presse gekommen. Ich war in Bühle — Du weißt es. Frankensterns sind da, und die Gräfin hatte mir geschrieben. Sie ist unschuldig — und sehr unglücklich. Eine Centnerlast ist von meiner Seele gewälzt; aber ich könnte doch nicht sagen, daß mir leicht zu Muthe wäre; denn der Vorwurf, wie unrecht ihr geschehen, wenn auch in Gedanken nur, drückt mich nieder.“ Und nun erzählte auch Fabia ihrem Schwager, wie sie die Gräfin und ihren Vater angetroffen, und wie Albane sich erklärt hinsichtlich jenes empörenden Verdachts. Sie endete ihren Bericht mit den

Worten: „Und so hat denn mein Mann um ein Nichtiges sein Leben verkürzt, und das meine mir verkümmert!“

„Sieh, Fabia!“ sagte der Administrator nach einer ernsten Pause, „hätten wir die göttliche Kraft, einem Menschen zu vertrauen, dann wäre uns das nagende Gefühl bitterer und fruchtloser Reue erspart, und wir hielten uns an etwas Besseres, als an Beweise. Unsere Sinne sind falsche Zeugen — nur das Herz spricht wahr, in dem Glauben an das ewig Gute.“

Ein Gedenken an Sylvius, an das, was in seinen eigensten Angelegenheiten ihm einst das Licht dieser Ueberzeugung verdunkelt — schwebte schattenähnlich vor ihm auf. „Und Josephine?“ fragte er mit verhaltener Stimme.

„Sie grüßt Dich — grüßt Dich tausend Mal!“ antwortete Fabia. „Sie wird für einige Zeit in Bühle bleiben?“ fragte der Administrator abermals, und ein Gefühl, gemischt aus Wunsch und Zweifel, ließ ihn seiner Schwägerin diese Antwort in den Mund legen. Aber Fabia sagte nicht ja, nicht nein. Sie legte die Hand an die Stirne und sprach: „Was wird nun Romana dazu sagen? Seine Frau ist ihm so nahe — und er hat es keinen Gewinn; die Tochter ist ihm entrückt, und er muß es geschehen lassen. Und wenn Albane Josephine nicht mehr von sich ließe, wer könnte es hindern? Es ist einmal ihr Kind!“

„Wer es hindern könnte?“ entgegnete Herr Prälat lebhaft und mit Wärme; „Du, Fabia! unbeschadet des mütterlichen Vorrechts ist Josephine auch Dein durch die treue Mühe der Erziehung. Du hättest, dünkt mich, auch ein Wort dagegen zu sagen, daß das arme Mädchen in jener unheimlichen Umgebung verkommen sollte. Josephine ist an uns gewöhnt — es wäre auch hart für den armen

Sylvius, wenn er ihre Nähe — dies einzige Glück, was er ohne Vorwurf genießt — einbüßen sollte."

„Wirst Du mit ihm sprechen?" fragte Fabia mit kranker, krampfhafter Stimme, „mein Kopf glüht und hämmert; ich werde nun gehen, und mir einen Umschlag von Kräutereffig geben lassen."

Noch eine kleine Weile hielt ihr Schwager sie zurück und berieth, auf welche gleichlautende Weise diese unverweigerliche Mittheilung an den Freund beschränkt werden könnte und müßte. Dann eröffnete er ihr den Entschluß zur Reise, was der nöthigen Anstalten wegen auch nicht geeignet war, Fabia's tobenden Kopfschmerz zu beschwichtigen. Es giebt jedoch einen Zustand des Leibes und der Seele, der die Welt in Trümmer brechen steht, ohne etwas mehr als aus Schwäche zu wanken. Mit diesem wankenden Schritte entfernte sich Fabia, und Herr Prälat mochte seinem Freunde die Ruhe der kommenden Nacht nicht stören. Ihm selbst kam und verging sie schlaflos. Als aber der Morgen frühlingshell und heilig erwachte, da ging aus dem Chaos seiner Gedanken ein neues Licht hervor, und der Gott in seinem Busen ordnete die finstern Kräfte. —

Nachdem der Administrator nun den Brief an den Major gelesen und sich gleichsam mit eigenen Augen von dem Geschehenen überzeugt hatte, sah er die darin enthaltenen Umstände wie mit andern an. Gesammelten Geistes hatte er eine lange Unterredung mit Sylvius, und betrieb dann seine Abreise, die in der Frühe des nächsten Tages Statt haben sollte.

Die Officiere in Corpore kamen, um dem Administrator ihr Beileid bei dem Hintritt seines Bruders zu bezeugen; auch die Nonne, die Repräsentantin der schlafen ge-

gangenen Geistlichkeit des Stiftes, fehlte nicht, seinem Verweser ein Wort des Antheils und der Herzlichkeit über den Entschlafenen zu sagen. Sie äußerte sich dabei in der ihr eigenthümlich milden Gelassenheit, die auf der Höhe des Alters und eines erhobenen Charakters mit Ruhe dem Wechsel des Lebens zusteht. — Veronica sprach: „Besinnen Sie Sich einmal, Frau Fabia! Sagte ich es nicht immer, daß die arme Therese noch nicht überhin wäre? Solch glücklicher Leichtsinn ist oftmals zu großer Beschwerde bestimmt, und wer immer lustig und läßig sein will, muß sich endlich durcharbeiten. Das Leben fordert Ernst, und selbst das Glück ist gewichtig und trägt sich schwer, wie vielmehr das Unglück! — Jener berühmte Maler aus Modena, derselbe, der die heilige Nacht gemalt hat, o wunderschöne! trug sich an einem Geldsack todt. Wollte man Therese anspannen, fleißig zu sein, so käme es mir vor, als sähe ich einen Schmetterling an einer Kette von Drath sein Futternäpfchen ziehen, wie man Vögel abzurichten pflegt. Ich gönnte es ihr, daß sie sich von Blumen nährte."

Ein wenig Wermuth bitterte auf Fabia's Lippen, da sie antwortete: „Wenn ich die Schwägerin so eitlem Treiben hingegeben sah, so gänzlich unbekümmert um das Eine, was Noth ist, dann dachte ich wohl an jene Stelle in den Psalmen, die da heißt: Es wird ein grausamer Engel über Dich kommen" —

„Das ist denn der Gasthof zum Engel für die Arme gewesen," entgegnete die Nonne mit einem stillen Seufzer. Die beiden Prophetinnen theilten sich flüsternd mit, was sie von der Zukunft der jungen Wittwe dächten. Veronica's Schauen war ein gläubiges im Geist der Liebe, die allen Menschen Gutes wünscht und das Beste gönnt. Und weil

das Versagte uns das Höchste scheint, und die Reinheit des Ideals uns für den Nichtbesitz entschädigt: so that sich der Himmel vor ihr auf, der Himmel auf Erden, als wofür sie eine Ehe hielt, aus gegenseitiger Neigung geschlossen."

Der Fernblick der Frau Fabia hatte die Erfahrung für sich. Indem sie wußte, daß eine Frau auch Tugend und Treue bedürfe, um ihren Mann auf die Dauer zu fesseln, setzte sie das Glück in den Selbstgenuß eines reinen Bewußtseins und Therese deßhalb in den Fall mancher trüben Stunde, die sich von vergangenen Tagen herleite.

Frau Fabia mag auf ihre Weise Recht haben. Aber eben so gewiß ist es, das jenes schöpferische Genie des Glückes, woraus die Poesie des Lebens, ja, das Leben selbst hervorgeht — in etwas Unbewußtem besteht, und daß die Erfüllung unserer Pflichten nicht hinreicht, uns selig zu machen, hier und dort. —

Unter den Pensionairen des Klosterhauses von Sanct Capella hatte nur einer keine Notiz von dem traurigen Ereigniß genommen, Hauptmann Moorhausen, und der Administrator, trotz seiner Zerstreuung, ihn doch vermißt, da der gutmüthige Fabulist einer wahrhaften Theilnahme an Allem, was diese Familie betraf, sonst nie zu ermangeln pflegte.

Gegen den Abend — Sylvius de Romana war von einem einsamen Spaziergange in die Wildniß des Waldes noch nicht zurück — Frau Fabia für ihren Schwager mit Einpacken beschäftiget, und Herr Prälat allein in seinem Zimmer, um einiges Nöthige für seine Abwesenheit zu besorgen, da trat der Hauptmann bei ihm ein.

Obgleich Jener verdüsterten Blickes von seinem Schreibpult aufsah, als ob der Flor um seinem Arm ihm vor den Augen läge, so bemerkte er doch, er sähe den Hauptmann in der Staatsuniform. Die weißen Glaçee-Handschuh, blendend neu, doch mit einem gelblichen Schein vom langen Liegen — glänzten mit gekreuzten Fingern auf dem Invalidenstocke, und deuteten auf den Tact der Condolenz, da von festlicher Eleganz anderer Art hier nicht die Rede sein konnte. Seine Miene drückte den Anstand des Bedauerns und einen Hinterhalt von Selbstgefälligkeit und Absicht aus. Er versicherte seine Theilnahme, und gemahnte in dem allegorischen Schwunge, den er dabei nahm, an die Sprache eines altmodischen Neujahrswunsches, der unter seiner Viguette, gepreßt mit den Insignien der Zeitlichkeit, einen Amor mit flammendem Herzen verbirgt, das im Verhältniß seiner Größe zu dem kleinen Gott jenes zwanzigpfündige anschaulich machte, wovon er einst erzählt.

Der Administrator dankte in Kürze und lächelnd. Er erkundigte sich nach des Hauptmanns Befinden und sagte, daß, da er ihn diesen Morgen unter den andern Officieren nicht bei sich gesehen, er beinahe gefürchtet, Jener, welcher bisweilen an krampfhaften Zufällen litt, hätte sein Zittern wieder bekommen.

Der Veteran erröthete, faßte unter die straffe Halsbinde, räusperte sich und sprach: „au contraire, Werthester! ich war nie gesünder, und fühle mich wie verjüngt. Meine Natur —“ „ist vortrefflich; ich weiß es —“ unterbrach ihn der Administrator, der sich heute nicht stark genug fühlte, den Kampf mit dem Riesen dieser Einbildungskraft zu bestehen.

„Von Zittern keine Spur —“ setzte der Hauptmann

die Ruhmrede seiner Gesundheit fort, „und nur aus einem festen Grundsatze kam ich nicht früher. Mir widersteht die übliche, oder vielmehr üble Sitte, daß man mit seiner Theilnahme zudringlich werde, und en Masse über einen herfalle, dem ein Trauerfall begegnet ist. Leidtragende möchten auf diese Weise unterliegen — und Delicatesse in der Freundschaft geht mir über Alles."

„Sie ist die Grazie des Gefühls —" entgegnete der Administrator wie mit trübem Spott; doch konnte er nicht umhin, in dem, was Moorhausen gesagt, zum ersten Male etwas Wahres zu finden.

„Grazie! ja, auf Ehre!" antwortete jener, „das ist das rechte Wort." Und das fletschende Lächeln, womit er es aussprach, gab den Inbegriff weiblicher Anmuth in die widrige Gewalt eines Fauns. „Diese Eigenschaft," setzte er mit Grimasse hinzu, „ist jedoch nicht Jedermanns Sache, und ich glaube, ihr verdanke ich es allein, daß mir alle Leute gut sind. Ich muß etwas Anziehendes an mir haben — wo aber steckt es? dachte ich oft. Mir selbst unerklärbar. Als ich ein Knabe war, schenkte mir eine alte Pathe einen Magnet in Gestalt einer Seejungfer — wir können nicht ableugnen, in manchem Sinnbild wirkt Magie. Mein Glück bei dem schönen Geschlecht war enorm — ich könnte Ihnen zum Erstaunen davon erzählen."

Herr Prälat entsetzte sich vor dieser Möglichkeit und sprach hastig in jener flüchtigen Tonweise, die nicht zweifeln läßt, man wünsche verschont zu bleiben: „Zu besserer Zeit, Capitain! ein ander Mal wird mir das viel Vergnügen gewähren."

Doch nichtsdestoweniger verfolgte dieser Unabweisliche

den Lauf der Rede wie folgt: „Die Weiber — ich sage Ihnen —“

„liefen davon?“ fiel der Administrator mit verzweifelndem Humor ein. Der Hauptmann stutzte betroffen, und jener setzte vergütend hinzu: „Ich meine, aus Furcht vor dem Sieger.“

„Ah so!“ antwortete der Cäsar des Invalidencorps, zufrieden gestellt, „diese kleinen Feinde wissen sich in ihren Waffen zu behaupten. Doch wer sich stark fühlt, der hüte sich nur vor einer Delila, die ihn an die Philister verräth. Auch dem niedlichsten Satan hätte ich mich nicht bei einem Haare fassen lassen. — So oft ich sogar auf eine Dame im Spiel pointirte, Tausend gegen Eins; ich gewann. Aber ein Mann von Ehre benimmt sich auch discret, wo er gewiß ist, seine Fortüne nicht zu verfehlen.“

Der Administrator warf einen vielsagenden Blick auf den kahlen Scheitel dieses Simsons, und rief mit einem stillen Seufzer das Glück an, statt seiner ein Thor der Erlösung zu erschüttern, daß er frei würde. Es verließ sofort seinen Prahler, der den Stuhl heranschob, als wolle er dem Zwecke seines Besuchs näher kommen — und entrückte ihm das Ziel.

„Jetzt freilich,“ sprach der Hauptmann, „habe ich manchen bedenklichen Augenblick, daß ich die Gunst der Gelegenheit mir entfliehen ließ. — Was nützt mir all' mein aufgespartes Vermögen? mein schönes Geldchen, und mein Gut? Ich genieße es allein. Das macht grämlich vor der Zeit. Ich bedürfte Jemandes, der mich erheiterte.“

Der Administrator lächelte ein wenig spöttisch, indem er erwiederte: „Wer so Viel in sich trägt, wie Sie, dächte ich,

kann kaum in den Fall kommen, durch Gesellschaft zu gewinnen."

„Den Teufel auch, mein Freund!" antwortete der martialische Moorhausen, durch den leisen Stich, der ihm schmeichelnd versetzt worden, empfindlich gereizt. „Ein Mann von so ungeheuern Erfahrungen, wie ich, ist nur um so mehr einsam, und bedarf seines Gegensatzes, eines kindlichen Wesens, dem er imponirt, das er glücklich macht, und welches ihn ergötzt — und so habe ich denn längst reiflich überlegt und erwogen — Hm! Hm! es wäre das Zuträglichste für mich, ich heirathete. Nur schwankte das Schiff meiner Gedanken nach allen Richtungen der Windrose; ich wußte nicht recht, wohin mich wenden, bis ich denn endlich wie durch einen plötzlichen Ruck fest in meiner Wahl geworden bin."

Der Administrator starrte den Hauptmann an. Er dachte an eine Windsbraut, und wie das Schifflein, dem danach gelüstete, vermuthlich auf eine Sandbank gerathen wäre. So sprach er nicht ohne einen Blick mitleidigen Ernstes auf den kühnen Segler: „Heirathen? Sie scherzen, Capitain."

„Nicht daß ich wüßte —" antwortete dieser, und zog die Stirn kraus. Mir ist, wahrhaftig in Gott! nicht spaßerlich zu Muthe. Auch wäre das zur Unzeit, Freund! weil aber die rechte Zeit treffen ein Punct ist, den ich stets im Auge gehabt — weßhalb man mich auch beim Regiment den glücklichen Zieler zu nennen pflegte, so zog ich mich diesen Morgen in mein Zimmer zurück, und wartete bis jetzt. Ist das Gemüth einmal afficirt, so wird auch der beste Mensch leicht in Harnisch gebracht gegen eines Andern Anliegen. Man sagt: Weilen bringt Gefahr; aber die Eile

thut es nicht minder. So erinnere ich mich, daß, als meine Mutter im Sterben lag — es dauerte lange, und es ist schrecklich, daß auch Leute von Rang so ringen müssen — kamen Schlösser, Schreiner, und so weiter — um die Arbeit für die Leiche, die es noch nicht war, zu erbitten. Darob ergrimmte mein Vater dergestalt, daß er einen jener armen Handwerker, die, um das liebe Leben zu fristen, dem Tode vorausgeeilt waren, beinahe gemißhandelt hätte. — An diese Scene mußte ich unwillkürlich denken, da ich Anstand nahm, früher als in diesem Augenblick mich Ihrer gütigen Fürsprache bei der Wittwe Ihres Herrn Bruders zu versichern. Uf! nun war's heraus. —"

Der Administrator zweifelte jetzt nicht mehr, daß Moorhausen den Verstand verloren hätte. Er meisterte daher sein sprachloses Staunen, und indem er in diese fixe Idee einzugehen schien, sagte er so vernünftig als möglich: „In der That, Sie fühlen fein; es wäre wirklich ein Stückchen Arbeit, das Sie in Theresens Hand ansprächen. —"

Ein Lächeln der Selbstzuversicht verklärte den alten Ehestandscandidaten. „Sie meinen," sprach er, „die schöne Frau würde mir den Kopf warm machen? Thut nichts. Die kleine Hexe hat mir's angethan — werde schon mit ihr fertig werden. Eine Gardinenpredigt hält die nicht, dafür stehe ich Ihnen. Und diese fatale Theologie macht nur verstockte Sünder und Langeweile. Wir liefern kleine Gefechte, allerliebste Scharmützel. Sie giebt mir Eins darauf — ich aber liebe das." „Capitain Moorhausen," versetzte Herr Prälat, dessen Stimmung nicht danach war, diesen Unsinn länger auszuhalten, „Sie sind ein eben so einsichtsvoller als expediter Mann. Wie zeitig Sie auch in dieser Angelegenheit kommen, ich habe dennoch Grund zu glauben,

es geschähe in jedem Sinne zu spät. Sollte meine Schwägerin sich wieder verehelichen, so steht ihr der Mann, den sie wählt, ohne Zweifel schon zur Seite. —"

Dem Hauptmann entfiel der Stock, sein Gesicht verlängerte sich zusehends. Der Administrator bückte sich nach dem Bambus und legte ihn in die Hände, an denen jenes erwähnte Zittern sichtlich zu werden anfing. Und mit unverkennbarer Redlichkeit redete er sofort: „Sehen Sie diese zutrauliche Erklärung meinerseits nicht für einen Korb an; auch reiche ich Ihnen hiermit nicht den Stab zum Weitergehen in dieser Absicht. Nein! nur einen Stützpunct auf dem einsamen Gange, der unter manchen Umständen und in gewissen Jahren auch sein Gutes hat. Zuweilen borgt der Geist der Lüge die göttliche Stimme, welche einst sprach: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei."

Der Hauptmann verstummte. Er bat nur noch, daß sein Vertrauter auch schweigen möge. Die Glaçee-Handschuhe platzten bei dem Händedrucke des Abschieds, den er bald darauf nahm. Der Krampf zog ihm die Brust zusammen, das Herz schlug Chamade. Er ließ die Flügel tief hängen — und selbst der kleinste Querpfeifer bei seinem ehemaligen Regiment würde diesen Preiswürdigen jetzt nicht „den glücklichen Zieler" genannt haben.

Josephine war nur ein paar Wochen in Bühle. Obgleich fast kein Augenblick verging, in welchem ihre Gedanken nicht hinüberschwebten nach St. Capella und weiter noch, da sie ihren Schutzfreund auf Reisen wußte —, so machte doch ihr jetziger Aufenthalt sein Recht auf dies empfängliche Gemüth geltend. Die traumhafte Stille des Schlosses, der melancholische Reiz seiner Umgebungen, die einsiedlerische Schwermuth der Gräfin, die selbst der Umgang ihres liebenswürdigen Kindes nicht zerstreuen

konnte — die unheimliche Welt ihres Vaters, welche schweigsam die magischen Kreise zog, wirkte, vereint mit der Stimme der Natur, auf das junge Mädchen, dessen Herz jedem tiefen Eindruck offen war. Der Frühling hatte sich indeß entfaltet und prangte in völlig aufgeschlossener Schönheit. Auch in die dumpfen Zimmer und Säle des herrschaftlichen Hauses von Bühle drang sein milder Hauch, und die warmen Sonnenschatten von den aufknospenden Blättern der Linde spielten an den kalten Wänden und mischten ihren lebendigen Schein mit dem todten Ernst der Ahnenbilder. Der Brunnenstrahl blitzte vielfarbig, wie ein Ueberfluß von Diamanten, und sein eintöniges Rauschen weckte eine Quelle der Ahnung in dem Herzen seiner düstern Anwohner, und floß mit dem Strom von Lust, Leid und Leben zusammen, der die verjüngte Schöpfung schwellte. An einem der schönsten Abende hob Graf Frankenstern den Blick vom Boden auf, über den die Sonne lange goldene Brücken schlug, so daß die Möglichkeit ihm einleuchtete, sie zu passiren. — Er hatte den lieben langen Tag mit so tief gesenktem Auge vor sich hin gesehen, als wolle er das Räthsel des Daseins ergründen; doch als jetzt das himmlische Licht über diesen Abgrund schien, verlangte er, Josephine solle ihn in den Garten führen. Dies war unerhört. Seit Jahren hatte der Graf keinen Spaziergang gemacht, und nur den Sitz im Sessel mit dem Polster der Kutsche vertauscht. Freudig gehorchte das Mädchen, und reichte schnell, ehe der Vorsatz ihn gereue, Hut und Stock dar, und schlang ein kleines Tuch von persischer Seide zur Fürsorge um seinen Hals. Die Gräfin wollte nachkommen.

Vorsichtig leitete Josephine den schwachen Greis die Treppe hinab, und unterstützte ihn zart, doch jugendkräftig. Seine gleitenden Schritte, das fühlbare Wanken des verfall-

nen Körpers bewegten ihr das Herz im Busen, und ihr elastischer Fuß ging so langsam als möglich. Der Bediente öffnete das eiserne Gitterthor und geleitete seinen Herrn mit theilnehmenden Blicken von ferne. Sie traten in den grünen Bezirk. Alles stand hier noch unverändert; nur die jungen Bäume waren groß und stark geworden, seit der Graf sie zum letzten Male gesehen, einige hingen voll Blüthen und schimmerten mit weißröthlichen Büscheln lieblich zwischen dem finstern Gehölz.

Josephine athmete tief — und ein leiser Seufzer, ein Odem von langem Weh, schwebte auf den stummen Lippen des Grafen, und vermischte sich mit der Wonne der süßen, ambrosischen Luft. Beinahe taumelnd vor Schwäche, strebte der Graf doch weiter und weiter, obgleich Josephine ihn bescheiden aufmerksam machte, es möchte ihm für's Erste wohl zu viel werden. So waren sie an einen Platz gekommen, der eine schöne Aussicht bot. — Unter einer breitästigen Esche winkte ein weißer Gartenstuhl, so hart und kunstlos, als hätte ihn ein Eremit geflochten — zur Ruhe. Der Graf ließ sich mit Hülfe seiner Führerin darin nieder, und Josephine setzte sich schmeichelnd zu seinen Füßen. Es war eine kleine Anhöhe. Der Wind kräuselte sanft das grüne Meer der Saat, ein lindes Säuseln, wie von Geisterflügeln, regte sich in den Wipfeln des Baumes. Eine ahnungvolle Stille rings umher! — Der Graf senkte das Gesicht, um sein Auge an dem frischen Anblick zu stärken. Er sah die Ernte im Geist — und die dünnen Halme seines Haupthaars weheten silberweiß auf und nieder, als wäre das Feld nun reif und der Schnitter in der Nähe.

„Die Welt ist doch schön!“ sagte er nach einer beschaulichen Pause, „wenn das Leben so hervorgeht, und Alles

wach wird, w a ch!“ Und mit fallender Stimme setzte er scheu und furchtsam hinzu: „Gehst Du gern schlafen, mein Kind?“ —

Josephine fuhr aus träumerischem Sinnen empor. Sie antwortete: „Ich? wenn ich müde bin, sehr gern. Der Schlaf, die Ruhe der Wesen, ist etwas recht Erquickendes. In sanfter Betäubung stärkt sein Labsal. Wer möchte ihn nicht lieben, diesen Wohlthäter? — Auch beunruhigt mich nie ein böser Traum — höchstens träume ich seltsam. In der verwichenen Nacht wärmte ich einen Schneekönig an meiner Brust — der war erstarrt; plötzlich flatterte er auf und verschwand in den Wolken — und traurig sah ich ihm nach.“

„Schneekönig?“ erwiederte der Graf, „das ist ein kleiner Vogel, nicht wahr?“ Und wie aus einem Geklüft seines Gedächtnisses tönte ein Echo jener Stelle: „Der Mensch wird geboren zu leiden, wie die Vögel schweben, emporzufliegen. — In vergleichendem Sinne sagte er: „Die Vögel des Waldes sind glücklicher daran als wir; sie steigen aufwärts mit fröhlichem Gesange — die Tiefe nur ist still und schrecklich. Wer aber schläft, ist allein, ist in Gefahr, und schließt sich sein Auge, dann —“ Josephine sah mit offenem blauen Auge zu dem Greise auf, der unter einem Schauer verstummte, ehe er noch ausgeredet hatte. Sie sprach mit leidsamem Widerspruch: „Das will mir nicht so vorkommen, lieber Herr Graf. Die Menschen sind einsam, und daß sie es w i s s e n, ist ihr größter Schmerz. Wer aber schläft — und wäre es auch im Grabe — genießt unbewußt Frieden, und Gott schützt den Schlummer des Gerechten! —“

Graf Frankenstern schien sichtlich erschüttert durch diese Rede des Mädchens. Mit zitternder Lippe wagte er etwas

auszusprechen, was ein halbes Säculum nicht laut in ihm geworden war, das Bannwort seines Dämons. Er sah Josephine dunkeln Blickes an, und sagte: „So fürchtest Du Dich nicht vor dem — Tode — mein Kind?“

Ein unsterbliches Lächeln verklärte mit der Abendsonne zugleich Josephinens reine Züge. „Nein! gewiß nicht!“ versicherte sie mit Innigkeit. „Ich halte dafür, der Tod sei ein verkannter Engel, kein Bote der Schrecken. Er kommt ja auch nur auf Gottes Geheiß, wie sollte er einer kindlichen Seele nicht willkommen sein — früh oder spät! — Das kleinste Blümchen zerstiebt, und wenn seine Zeit da ist, erblühet es aufs neue; die Sonne geht unter und schöner wieder auf, und das Herz, welches selbst im Traume den kleinen Schneekönig erwärmt, sollte erstarren — und nicht für den Himmel schlagen? — Könnte ich glücklich machen, Alle, die ich liebe, ich gäbe gern die kleine Blume meines Lebens hin.“ Ein paar Thränen rollten, als Josephine dies sprach, von ihren Wangen, und der Thau auf einer jungen Rose glänzt nicht schöner.

Dies war der wunderbare Augenblick, der eine gequälte Seele erlöfete. Der Graf athmete auf mit leisem Stöhnen, wie einer, der erwacht, und sprach: „Ich sehe ein, daß Du recht hast, mein Kind, und wie bleiern meine Augen geschlossen gewesen. Mir ist, als ob ein Gespenst verschwände — als ob es Morgen würde. Mir ist recht klar. Nun will ich erst noch einmal zu leben anfangen. Sieh! was dort so golden funkelt, ist das nicht Sanct Capella? Vorhin erkannte ich es deutlich. Wir wollen nun nächstens einmal hinüberfahren.“ Josephine lächelte wehmüthig, und das Herz war ihr unsäglich schwer. „Und glaubst Du wohl,“ fragte der Graf abermals nach einer stillen Weile, „daß ich

die Abendglocke höre?“ Dem Mädchen kam ein Grauen an, es war fast unmöglich in dieser Entfernung. „Ich bin doch müde von dem kurzen Gange,“ sagte er mit matter Stimme, „laß mich ein wenig an dich lehnen — oder ist Deine Brust auch krank? —“

Josephine umschlang mit weichem Arm seine Schulter und drückte das sinkende Haupt sanft an sich. Sie schwieg bange, und schaute geängstet aus, wo die Gräfin nur bleiben möge? Da kam Albane. Das leichte Rauschen ihrer Schritte, den Gang, der ihm so treu durch die Wüste des Daseins gefolgt, vernahm ihr Vater noch einmal. „Mir däucht, ich sähe meine Frau —“ stammelte er kaum verständlich, „warum sprichst Du so leise? — —“ Und jetzt sprach der Graf nicht mehr, und athmete schwächer und schwächer. Die Gräfin knieete ins Gras und faltete die Hände; ihr Gebet war ein unaussprechlicher Seufzer. Josephine glühte wie eine Fackel. Angst und Abendschein gaben ihr die flammende Gestalt eines Cherubs. Sie glich dem Genius des Todes, wenn er sich des müden Menschen erbarmt, dem Sinnbild ihrer eigenen Vorstellung. Mit bebender Hand streichelte sie den kühlen Scheitel, den der Gedanke verließ, und dessen Sinne schon geschlossen waren. Sie legte den Finger prüfend an den Puls der Schläfe, und fand ihn stockend — nun stand er stille.

„Er ist entschlafen —“ sagte Josephine mit der allerleisesten Stimme, als könnte ein Laut ihn wecken.

Albane schwieg noch immer und weinte nur heftig. So blieb die Gruppe lange in heiligem Verstummen.

Jetzt schlief Josephinen der Arm ein; denn der Todte ward starr und schwer. Sie lehnte ihn zurück in den Sessel, und die Seinen schauten nun in sein erblaßtes Angesicht.

„O mein Vater!“ sagte die Gräfin mit heißen Thränen, „kann man leichter und schöner sterben, als Du? Dein ganzes Leben war nur eine Flucht vor Dir selbst, eine Furcht vor dem Tode, und freundlich erschien er Dir, und ereilte Dich zu lieblicher Stunde.“ In zerrinnenden Bildern sah Albane sein hartes Geschick und was sie mit ihm ertragen. Und so ergoß ihr gepreßtes Herz sich in den bekannten Strophen: „Schlummre wohl indeß, du träge Bürde seines Erdengangs! Ihren Mantel deckt auf Dich die Nacht, und ihre Lampen brennen über Dir im heil'gen Zelte. —“

Es schien der Gräfin bedeutsam, daß ihr Vater unter einer Esche verschieden wäre, welchem Holze dieses Baumes man eine wundstillende und schmerzheilende Kraft zuschreibt. —

Die Sterne brannten schon am Himmel, und ihr feierliches Licht fand jene Gruppe noch unverändert. Jetzt fing die Abendluft an kühl zu werden; die Gräfin erschauerte in jenem Frösteln, welches man nur in der Nähe des Todes empfindet, und auch Josephinens blühende Wange war sehr blaß. — Auf einen Wink der Ersteren ward der weiße Gartensessel mit seinem stillen Inhaber sacht und sanft aufgehoben, und nach dem Schlosse getragen. Hier ließ man die Vorhänge tief herab und die entseelte Hülle auf ein Lager nieder. Viele Kerzen wurden angezündet, auf daß es hell würde um den allerdunkelsten Schlaf. Albane und ihre Tochter setzten sich zu beiden Seiten des Verstorbenen und blieben die Nacht hindurch bei ihm, weil sie fürchteten, er könne im Starrkrampf liegen. Hätte der Graf dies vorausgesehen, der traute Anblick dieser ersten Nachtwache würde ihn sei Leben lang beruhiget haben. An der Kerze, welche ihren geheimnißvollen Schein auf seine schweigsamen

Züge warf, blühete ein glimmender Brief — dies Auge aber war geschlossen, und las keinen mehr. Es hatte sich für jenen Freibrief geöffnet, der nicht mit Tinte geschrieben ist, oder Funken, oder in den rinnenden Sand der Zeit, sondern mit dem Geiste des lebendigen Gottes.

Draußen erwachte der Gesang der Lerche, und vor der goldnen Leuchte des Tages erbleichte das nächtliche Licht. Ein purpurner Schimmer breitete sich allmählich über den Leichnam aus — da verließ ihn die Gräfin unter den Flügeln der Morgenröthe, und begab sich zur Ruhe, deren ihre erschöpften Kräfte bedurften. Auch Josephine wankte von hinnen, zu versuchen, ob sie ein wenig schlummern könne, doch ihre Pulse klopften wie im Fieber, und das Herz schlug hoch und ängstlich unter dem weichen Sterbepfühl ihres Großvaters.

Wie Albane es sich im Stillen gelobt, so geschah es. Die Section des Grafen ward, nachdem der Arzt die Auflösung desselben dargethan, ohne Geräusch vollbracht, und dann — da kein eigentliches Familienbegräbniß in Bühle vorhanden war, sein sterblicher Theil in Sanct Capella beigesetzt. Das Herz ihres Vaters aber blieb, in einer Urne verwahrt, ihr Eigenthum. — Um jedes Aufsehen zu vermeiden, ging die Bestattung zu später Zeit vor sich, und nur das Heer der Sterne gab dem düstern Leichenzuge Glanz und Geleit. Still, wie der Thau der Nächte sinkt, fielen Albanens Thränen, und Josephine dachte mit Wehmuth daran, wie der Graf wenige Augenblicke vor seinem Abscheiden von der Fahrt nach dem Stifte gesprochen. —

Nachdem der Administrator seiner brüderlichen Pflicht vollkommen und nach bester Einsicht genügt, kehrte er, zufrieden mit dem Abschluß dessen, was ihn hierher gefordert, nach seiner Heimath zurück. Auf der langen Reise hatte er Muße, über dies Fragment seines Lebens nachzudenken, und auch die tiefsinnige Neigung dazu. Seine Brüder waren nun beide todt. Die Beschäftigung mit den Papieren des Jüngstverstorbenen hatte ihn dem Constanz inniger verschwistert, als das Vermächtniß der mütterlichen Natur ihn jemals hätte fühlen lassen, daß sie ihnen einen Vater gegeben. Er nahm ein besonderes Gefühl von Einsamkeit mit hinweg — er stand nun allein. Wunderbar genug war Therese, welche länger als zwei Jahre in häuslicher Verbindung mit ihm gelebt, ihm fast entfremdet worden, im Gegensatz zu der Erfahrung, nach welcher eine Auflösung durch den Tod Familienbande selten erschlafft, sondern sie vielmehr enger zieht. Auch hätte die Weite den Verknüpfungspuncten ihrer gegenseitigen Anhänglichkeit wohl am wenigsten geschadet. Ein anderer Schutzfreund nahm sich ihrer innigst an, und solch ein Edelstein für weibliche Fassung ist immer ein Solitair. —

Es lag nicht in Theresens Wesen, Schmerz zu heucheln, mit Thränen Prunk zu treiben, oder sich in der Rolle einer Artemisia zu gefallen. Mit bewundernswürdiger Gewandtheit veränderte sie den Faltenwurf des Trauerflors, und verhüllte nur ganz leicht die Brust, voll von dem Wunsche, das Leben möglichst zu genießen, und kaum die Blöße der flatterhaften Schultern, welche keinen Kummer tragen könnten. So hatte die schöne leichtsinnige Frau es ihrem Schwager keinen Hehl, daß sie, sobald der Anstand es nur irgend erlaube, den Lieutenant Feldmeister heirathen werde, und

sich von diesem Bündniß des Glückes Fülle verspreche. Mit jenem entziffernden Instinct der Schlauheit, welche unser Geschlecht in den geheimsten Zügen eines Männerherzens lesen läßt, verschwieg sie ihm die Leidenschaft, welche diese Bürgschaft leistete, und sprach nur von soliden Eigenschaften des künftigen Gatten, von seinem Erbvermögen, das sie über jeden Mangel hinwegsetze und sicher stelle; als ob sie darin die Gewähr fände, welche zunächst auf dem Grade ihrer eigenen Zuverlässigkeit beruhete.

„So dürfen wir auch hoffen," setzte Therese wie zum Facit der aufgezählten Summe ihrer Hoffnungen hinzu, „daß die gute Baronin uns ihr schönes Gut vermache. Sie hat schon ein Wörtchen davon gemunkelt. Dann lebe ich den Sommer über hier, glückselig wie eine kleine Fee in meinem Blumenreiche. Den Winter aber bringe ich in der der Stadt zu. Eine Officiersfrau steht immer ein wenig auf freierem Fuß, auf halbem Sold ihres Standes gleichsam, und ist von den Philistern entlassen. — Sieh! so geht bei uns das Sprichwort in Erfüllung: Wo Tauben sind, fliegen Tauben zu."

Der Administrator hing schweigend an diesem geschwätzigen Munde, dem er so oft ein willigeres Ohr geliehen — und sprach jetzt wie von einem plötzlichen Ingrimm überrascht: „Nun so spanne Deine Tauben vor den Wagen der Liebe, und sorge, daß ihrer keine der Geier hole."

Therese sah ihren Schwager betroffen an. „Bist Du mir böse, Cölestin?" fragte sie, scheu geworden, „und dem Rudolph bist Du wohl auch nicht gut?"

Herr Prälat verneinte mit Hitze jede Animosität gegen den Nachfolger seines Bruders, und sagte dann: „Wie sollte ich Dir zürnen, Therese? Du bist ein Weib! —" Er

lächelte bitter. Es lag viel herbe Wirklichkeit in diesem Lächeln, der Zauber jener kleinen einschmeichelnden Gaukeleien, die das Urtheil eines Mannes so leicht verblenden, war verschwunden. — Er nahm einen kühlen Abschied von der künftigen Frau von Feldmeister; Theresen aber schossen ein paar warme Thränen in die Augen.

Die Baronin Lenau empfand, vermöge der Sympathie ihres Geschlechts, den Kaltsinn, der ihre Schutzbefohlene betrübte, und sagte, als diese weinte: „Das ist nun nicht anders, meine Goldtochter! wenn das Kind todt ist, hat die Gevatterschaft ein Ende.“ —

Der Administrator hing, wie wir bereits erwähnt, seinen stillen Betrachtungen nach. Wie anders erschien ihm Therese als sonst! Nicht der Bruder ihres Mannes war in ihm gekränkt, sondern der Mann im Allgemeinen. Er bedauerte es nun nicht mehr, daß ein mitleidiger Tod den armen Constanz einer schlimmeren Verkältung entrissen. Er dachte an die Worte des Majors. Dabei konnte er nicht umhin, mit inniger Achtung Fabia's zu gedenken. Er gestand sich, daß der pflichtgetreue Sinn einer Frau wohl die Gabe aufwöge, den Augen eines Mannes zu gefallen, und Theresens Liebreiz sank gegen den charakteristischen Gehalt ihrer Schwägerin tief in der Wagschale. — Doch man vergesse nicht, daß Therese *abwesend* war. —

Wenn nun Fabia's Gatte die Augen auf immer vor einem Phantom geschlossen, und Theresens Gemahl einem Schatten nachgejagt, der ihn vor der Zeit ins Grab stürzte, so mußte die philosophische Selbstfrage in dem letzten der drei Brüder entstehen, von welchem Geist und Wesen *sein* Streben sei. Er stieg bis in die Gründe seines Herzens hinab, und was er da gefunden, wollen wir einstweilen auf

sich beruhen lassen. — Dort lag seine Jugendliebe unter tiefem Schutt in sich selbst zerfallen; aber der Glaube an diese göttliche Kraft stand noch fest, und die Freundschaft unterstützte ihn, wenn gleich als Kummersäule. Die Nachricht von der Ankunft der Gräfin hatte seinen Freund Sylvius außer sich gesetzt, und der Administrator ihn in dieser äußersten Aufregung verlassen müssen. Jetzt dachte er bekümmert darüber nach, was aus diesem ganz einzigen Verhältniß nun werden solle. — In den zartesten Beziehungen hing ein Theil seines eigenen Glückes davon ab — und nicht der kleinste.

Mit aufgehobenem Gleichgewicht seiner Empfindungen kam er in Sanct Capella an, und das Erste, was er vernahm, war, daß Graf Frankenstern unterdessen ein stiller Bewohner des Stifts geworden sei. Der Verweser desselben erschrak über diesen Verwesenden; denn daß Gräfin Albane nun wegziehen und ihre Tochter mit sich nehmen würde, war die natürlichste Ideenfolge; aber sie führte ihn traurig ein. Er trat in das Kloster wie in eine Einöde. Seine Wohnung däuchte ihm unsäglich weit, nnd so war es ihm im Stillen lieb, daß er am Abend seiner Heimkehr mit Fabia nicht ganz allein wäre. Der Major und Schwester Veronica kamen, den Wirth des Hauses willkommen zu heißen. Der Administrator stattete Bericht ab, jedoch in Kürze, und hier und da sogar abgerissen. Fragen der Frauen, querfeld eingeschoben, konnten den Zusammenhang nicht durchaus ergänzen, wie sehr es auch der apostolischen Fabia zuwider war, daß ihr Wissen, wie das unser Aller, nur Stückwerk sein solle, und wie auch Veronica, die fromme Tochter der Kirche, ihre Abstammung nicht verleugnete und sich diesmal als Evens Tochter bewies. Wir

sprechen die gute Nonne selig, aber von der Erbsünde einer kleinen Neugier gar nicht frei. —

Herr Prälat lief flüchtig über die Vorgänge der Krankheit und über den Hügel hin, worunter sein Bruder schlief, und hielt sich nur etwas länger bei dem Glück des jungen Feldmeister und dem Gute der Baronin auf, das auch zu diesem gehörte. Von Therese sprach er vermeidlicher Weise so wenig als möglich. Man nahm das Geschick dieser Beiden als ein entschieden gepaartes an, und stellte unter mancherlei Bemerkungen dieser Ehe das Prognostikon.

Der Major hob an: „Der Rudolph hat Glück, und ich gönne es ihm von Herzen, denn er verdient es auch. Er ist ein tüchtiger Mensch, ein ehrenwerther Soldat — doch mag er sich in Acht nehmen, daß er nicht zu einem verrufenen Regiment komme. Der Pantoffel ist sein Schicksalszeichen — und die verfängliche Devise nicht immer von Zucker. Die Schleifen auf dem Schuh seiner alten Fee waren, wie mir die Oberstin erzählte, von gesponnenem Glase. Eine gefährliche Masse, das! man macht auch kleine Sprühteufelchen davon. Und dabei fällt mir eine merkwürdige Geschichte ein. Als ich ein Knabe war, ließ ich einst zur Fastnacht einen Reserve-Pfannkuchen in die Tasche schlüpfen, worin solch ein gehörntes Ding stak. Alsbald fuhr der Grünliche durch die geschmorte Rinde in die schwarze Hölle der gegossenen Pflaumen hinein, und that wie zu Hause. Ich aber aß den leidigen Satanas wie zur gesegneten Mahlzeit, und würde es bis jetzt noch nicht wissen, wenn mir nicht ein Splitter von diesem heillosen Füllsel die Zunge geritzt hätte."

„Gott behüte und bewahre!" rief die Nonne mit frommem Schaudern vor solch leiblicher und geistlicher Gefahr,

und die Geberde des Entsetzens wurde in der Mechanik ihrer Finger zu einem Kreuz, „wie war es möglich, daß Sie ohne Schaden davon kamen?“ Der Major lachte und sprach: „Was verdaut man nicht Alles, wenn man jung und gesund ist! — Mein Vater tobte, daß ich den Teufel im Leibe hätte; und die Mama kochte ohne Unterlaß Milchbrei, den sie mit mütterlichen Thränen salzte. — Aber um wieder auf das Vorige zu kommen, so will ich von Grund der Seele wünschen, daß die beiden Leutchen sich vertragen und einander das Leben nicht versalzen mögen.“

Fabia lächelte ganz leise. Sie sprach: „Therese lässet ihre Lindigkeit kund werden Jedermann — und das Küchenwesen war nie ihre Sache.“ Der Administrator bemerkte still, wie seine schriftkundige Schwägerin sich glimpflich auszudrücken wüßte, indem sie doch verständlich genug andeutete, daß Coquetterie und Mangel an Häuslichkeit, diese Fehler, welche sie so oft zum Aerger gereizt hatten, der ehelichen Glückseligkeit, von der die Rede war, schädlich werden könnten. Und wie in unbewußter Gewohnheit, sich Therese anzunehmen, nahm er das Wort und sprach: „Der Geist einer guten Ehe kann dessenungeachtet bestehen. Wie manche treffliche Speisemeisterin kocht Gift, vergällt ihrem Manne jede Freude und brät ihn an langsamem Feuer!“ — „Ach!“ entgegnete Veronica, schauernd bei dieser Vorstellung, mit einem kühlenden Seufzer, „das kann ich mir schrecklich denken. Zwar in der Welt, sagt man — soll es da oder dort so sein. Die Frauen, hörte ich, trachten nach eitlen Dingen, sind fremd daheim und wissen nicht Bescheid weder im eigenen Hause, noch in der Herzenskammer des Mannes. Sogar die Kindlein — wenn es nicht etwa böser Leumund redet — sind ihren Müttern häufig eine Ne-

bensache, und öfter läſtig als lieb. — Ich bin nur eine Jungfrau — aber daß mein Geſchlecht dahin entartet wäre, ſcheint mir kaum möglich. So darf man ſich jedoch nicht wundern, wenn heut zu Tage ſo viele Männer die ſchönſte Gelegenheit links liegen laſſen, das göttliche Geſtift des Eheſtandes aufheben und leider Gottes! ledig bleiben. Wenn unſere Frauen fleißiger den Himmel bauten, ſo würde ſich ſeltner ein Stein des Anſtoßes für das Heirathen finden.“

Der Major ergriff die heilige Hand der Nonne, und drückte ſie etwas derb, wenn auch mit Verehrung, indem er ſprach: „Hoch hinaus wollen ſie wohl; aber es wird ein Thurm zu Babel daraus, eine Sprachverwirrung ohne Gleichen. Wo eine Frau den Mann verſtände, da wäre die Looſung: Ein Gott! Ein Herz! Eine Seele! Ein Glück und ein Grab! — Dem Himmel ſei's geklagt! es lautet anders — und tiefer beſehen, denken ſie nur an die Grube. — Sie, Schweſter Veronica, wollte ich heute noch ehelichen. Sie würden jeden Mann nicht allein glücklich gemacht haben, ſondern auch gut.“

Bei dieſer Erklärung in Kürze erröthete Veronica durch die blaſſe Tünche des Alters ſo jungfräulich ſchön, als hätte dies rauhe Betaſten ihrer zarteſten Gefühle auf der feinen Zeichnung des Geſichts eine Spätroſe abgerieben. Herr Prälat kam ihrer beſcheidenen Antwort zuvor und ſprach: „An den Motiven zur Ehe mag es zumeiſt liegen, daß ſo wenige Segen tragen. Auf welches Fundament werden ſie gegründet? — Ich erinnere mich, daß meine Tante vermittelſt einer Karte, der einzigen franzöſiſchen Leichtfertigkeit, die das plattdeutſche Pfarrhaus aufzuweiſen hatte, die innerſten Herzensgedanken jedes Bräutigams in der Gemeinde herausbrachte, indem ſie dabei ein Sprüchelchen im Munde führte, wovon ich nur den Anfang noch

weiß: Der Eine thut's um die Ducaten, der Andre um ein schön Gesicht — wobei der Onkel, wenn er guter Laune war, die Reihenfolge unterbrach und mit poetischer Freiheit darauf reimte: Gerathen — nicht! — Zwölf Aussprüche enthielt dies psychologische Orakel. Zwölf? lieber Gott! das sind falsche Apostel. Legion heißt ihre Zahl, und dann wäre der Einzige noch nicht darunter, auf den sich bauen läßt, wahre Liebe!"

„Wahre Liebe!" wiederholte der alte Feldmeister, und es war, als ob das leise Spottlächeln, welches ihm auf der bärtigen Lippe schwebte, jenes Wort mit der Andacht des Gefühls ausgesprochen — hohnneckte. „Es ist damit," fuhr er fort, „wie mit dem alleinseligmachenden Glauben; wie Viele bekennen sich bloß äußerlich dazu, ohne diese göttliche Mutter des Heils im Geist und in der Wahrheit zu verehren. Die Mehrzahl der Männer besteht aus heimlichen Mohamedanern — getaufte Weiber in Massen sind dem heidnischen Götzendienste zugethan; in der Ehe aber herrscht das Judenthum vor, und der Erlöser wird da tagtäglich gekreuziget, so daß ihm die Lust zur Auferstehung wohl vergehen möchte."

„Wer Sie so hörte, Herr Major," entgegnete hierauf die Nonne, welche es leise beängstigte, so oft ein religiöses Bild, behufs der Rede gebraucht ward, „der sollte glauben, Sie sprächen aus Erfahrung. Und doch weiß ich von guter Hand, welch ein friedliches Stilleben Sie mit Ihrer lieben seligen Frau geführt haben, wie man diese allgemein als eine ganz vortreffliche Dame gerühmt — der Meriten ihres Ehemannes zu geschweigen."

Dieser verbindliche Ausfall auf den seinigen, womit Veronica weiblichen Sinnes sich erwiedernd zeigte, schien von niederschlagender Wirkung auf den Major zu sein.

Die Menschen an ihre Verdienste wie an ihre Verluste zu erinnern, erreicht fast immer den Zweck, sie aus den Vortheil des Angriffs in jene leidsame Stellung zu versetzen, die der Geschmeichelte wie der Gerührte unwillkürlich annimmt. — Die buschigen Brauen des Majors zogen sich zusammen und seine Augen wurden feucht; das sanfte Bild seliger Tage schwamm in seinem Blick. Mit schwankender Stimme antwortete er: „Meinen Sie, Schwester Veronica, daß, wenn jene Erfahrung meine eigene wäre, ich sie ausgesprochen haben würde? — Meine Frau war gut und brav, und als sie todt war, da merkte ich erst, wie sehr sie es gewesen. — Doch deßhalb widerrufe ich kein Jota von dem Obigen. Gott besser's! es ist an der Zeit."

Es war auch an der Zeit, dies Gespräch zu enden. Fabia, verstimmt durch die Vertheidigung des Schwagers, die er der abwesenden Therese nicht minder als der gegenwärtigen angedeihen ließ, hatte kein Wort mehr gesagt. Ihr däuchte, sie hätte die Kosten dazu getragen. Sein Urtheil schien ihr eine Geringschätzung derjenigen Verdienstlichkeiten zu enthalten, in denen sie sich auszeichnete. Sie wünschte, er möchte einmal zu der Einsicht gelangen, wie hoch eine gute Wirthin zu halten sei. Sollte dies jedoch geschehen, so mußte er die treue Fabia vermissen. Und indem der Major davon sprach, daß er die abgeschiedene Gattin erst vollkommen gewürdiget, regte dies den Gedanken in ihr an, zu scheiden. Sie legte in gekränktem Geiste das Amt der Schlüssel nieder, und ahnete nicht, daß diese Handlung in der Idee der Wirklichkeit nur um einen leisen Schritt vorauseilte.

Noch immer hatte Gräfin Albane sich entschieden geweigert, ihren Gemahl zu sprechen, weil sie sich die Kraft dazu nicht zutraute. Sylvius, der das Heil seiner Beruhigung daran zu knüpfen schien, daß seine Frau ihm angehöre, ließ nicht ab mit Dringen, und setzte alle Hülfsmittel in Bewegung. Fabia's Zureden schürte den Funken, der in der Asche glomm, worin Albane büßte — und Josephinens rührende Fürsprache gewann endlich ihrem Vater die heißersehnte Gunst. Der Tod des Vaters hatte seine Tochter dergestalt erschüttert, daß sie glauben mochte, die heftige Bewegung, in welche die Zusammenkunft mit ihrem Gemahl sie versetzen mußte, werde drein gehen. Und so war der Entschluß dazu gleichsam ein Abschluß aller bisherigen Verhältnisse, und sogar erforderlich um Josephinens willen.

In der Stunde, worin die Gräfin ihren Gemahl in Bühle erwartete, saß sie am offnen Fenster und allein, von jener säuselnden und summenden Frühlingsstille träumerisch umwebt, welche aus dem Schlaf des Herzens, aus seinem innersten Düster herauf, Gefühle der Vergangenheit beschwichtigt. Als sie den Hufschlag seines Pferdes vernahm, stand der Schlag in ihrem Busen stille, und nicht dies Herz selbst, nur ein Seufzer flog ihm entgegen. Jetzt hörte sie seinen Schritt auf der Treppe — sein Näherkommen — Zeit und Erfahrung hatten mächtige Fortschritte gemacht, seit sie den Besuch ihres Gemahls zum letzten Male in Bonna empfangen; dennoch drang dieser vertraute Hall wie einst an ihre Seele, und keine Empfindung, über welche er sonst Macht geübt, konnte ihm entweichen. Er trat langsam ein, Albane zitterte heftig, unvermögend sich aufrecht zu erhalten. Sylvius blieb wie gefesselt und gebannt an der Thür stehen, und warf einen unaussprechlichen Blick nach der geliebten Gestalt, welche sein gewesen war — und eine weite

wüste Welt lag zwischen ihnen. „Albane!“ sagte er leise, und ein paar große Thränen rollten über seine Wangen, „bin ich Dir gar nichts mehr?“ — O! welch ein Zauber liegt in der Stimme eines Menschen, der uns theuer ist oder war! — Solch eine Stimme enthält den Schlüssel zu jedem Geheimniß der Harmonie, und kann, ob sie durch tausend Mißverhältnisse hindurchklänge, nie zu einem Mißlaut für die Seele werden, worin einmal ihr Echo wohnte. Sylvius hatte seinen Jahren voraus gealtert, und der, den die Morgenröthe der Jugend einst zu den Göttern erhoben, zeigte sich gebeugt von menschlicher Schwachheit; aber die Stimme war ihm geblieben, mit der er die Geliebte einst bewegt, daß ihr unsterblicher Antheil der seine würde. —

Die Gräfin wendete sich nach ihm um, mit einem Lächeln der Verzeihung, der Abgeschiedenheit — wenn wir so sagen dürfen; es war das geistselige Lächeln eines Schattens, was auf ihren Lippen schwebte, die so so wenig eines Lautes mächtig schienen, wie ein körperloses Wesen der Rede fähig sein mag. Endlich entrang sie ihnen die Kraft dazu, und sprach mit bebendem Munde: „Vielleicht, Sylvius, wäre es besser gewesen, wir hätten die begrabene Liebe früherer Jahre ruhen lassen; — aber da es einmal Dein Wunsch war, da Du meinst, es werde zu Deinem Frieden gereichen, daß Du mich sähest, so komm doch näher und laß uns freundlich zusammen sprechen!“

Diese Antwort zerriß Romana's männliche Seele. Was ist das Zürnen der Liebe gegen die stille Freundlichkeit der erkalteten! — Wir bemerken dabei, wie es Albanen selbst in dieser Minute nicht möglich war, ihr Geschlecht zu verleugnen, und in den ersten Worten, die sie zu ihrem Manne sprach, seit sie ihn in den Armen einer Andern gesehen, etwas Anderes zu fassen, als jene Erinnerung.

Sylvius verstand seine beleidigte Gattin augenblicklich. Daß Albane jedoch ihrer Weiblichkeit ein Genüge leistete, ermannte ihn. Gefaßt entgegnete er nun: „Ja, theure Albane! es ist die Bedingniß meines Fortlebens und der Ruhe, welcher ich noch irgend theilhaft werden kann, daß ich Dir sage, auf welche Weise Du Zeugin jener unseligen Scene geworden bist, in der Du mich betroffen. Du wirst mich dann vielleicht weniger schuldig finden, als Du wähntest, und mindestens — wie Dein Gefühl auch entscheide — mich bedauern müssen. Höre mich gutwillig an!“ Hierauf erzählte Sylvius de Romana seine Geschichte mit Tony von Schütz, einfach und wahr. Er verschmähete, nach edelsinniger Art, Alles und Jedes, was jenem Verhältniß zur Beschönigung dienen konnte. — Diese Mittheilung hatte nicht den Stoff, aber seine Kraft, ihn zu bewältigen, erschöpft; und so eilte er zum Schluß und sprach: „Du weißt nun Alles — und doch auch N i c h t s; denn ich kann Dir nur die ä u ß e r e n Beziehungen nachweisen, die mich in jenes Netz verlockten. Gott aber, der es einst auflösen wird vor Deinem Blick, sieht ins Innerste, und weiß, daß ich Dich, das Weib meines Herzens! nur allein geliebt, und ewig lieben werde. Wäre es Dir nicht möglich, einen flüchtigen Augenblick zu vergessen; in welchem Du an mir zweifeltest? — Dein Vater ist nun todt. Was hindert Dich noch, für den Rest unseres Daseins mein zu sein, zu der öffentlichen Rechtfertigung unseres geheimen Bündnisses, und — laff' mich es hinzufügen — zu dem Glück unseres Kindes?“ —

Die Gräfin athmete tief. Sie schüttelte leise den Kopf, lächelte weinend und verneinend und sprach: „Der Himmel sei mein Zeuge! ich zürne Dir nicht. Auch müßte ich mich zuvor selbst anklagen, denn mein Wegbleiben gab Dich ja frei. Doch jedes Zurückgehen ist unmöglich, des grie-

chischen Sängers Gattin verschwand vor einem Rückblicke. Ein erstorbenes Gefühl läßt sich nicht wecken — und jenes, mit welchem ich mich die Deinige wußte — ist todt. Aber Deine Freundin bin ich noch — Deine beste Freundin! Ja, Sylvius, die will ich immer bleiben. Mache kein so unglückliches Gesicht, Lieber! Frage Dich selbst, ob wir verdient haben, mit einander glücklich zu sein? — Die Ehe ist ein Verhältniß der Heiligkeit, nicht aber der Heimlichkeit, und Gott ist gerecht. Nach seinem unerforschlichen Gesetz und Willen müssen diejenigen ein Glück verschmähen, welche es sich anzueignen wagten ohne höhere Befugniß, als die der Leidenschaft. — Wir versöhnen den Himmel durch ein freiwilliges Opfer. So werden unsere Väter uns von dorther segnen; hier glaubten wir dieser Weihung entbehren zu können, als das Band der Stola uns zusammenfügte. Ich werde nach Bonna ziehen, Sylvius, in jenes Haus, worin Du gelebt hast, und mich geliebt — mich allein. Still, mein Freund! ich glaube Dir. — Der Majoratserbe überläßt mir das kleine Witthum, und diese Angelegenheit ist längst berichtiget. Gönne es mir auch, in Frieden einsam zu sein, und die stille Freude meiner Liebe. — Ich werde in Deinem Cabinet schlafen, an derselben Stelle, wo Dein Bett gestanden, und die alte Einrichtung, wie zu den Zeiten Deines Vaters, herzustellen suchen. So werde ich Deine Hausfrau sein, ohne Gemahl — wie ich Deine Gattin war, ohne Dein Haus zu kennen. Ein Theil jener früheren süßen Täuschungen wird mir wiederkehren, der Traum Deiner Nähe wird mich begleiten und beglücken, und so werden meine Tage gleichmäßig hinrinnen, wie das Bächlein unter dem Kreuze, welches dort die Wache hält."

„Albane!" rief Sylvius mit heftigem, mit heißem Schmerz, „Du reißest mir mein Herz entzwei, und ich weiß

nicht, ob gütiger als grausam? Vermag nichts, Dich zu bewegen, daß Du anderes Sinnes würdest?"

„Du solltest dies nicht einmal wünschen, viel weniger fragen," antwortete die Gräfin bedeutsam. „Sieh es doch ein, mein Sylvius, es geschieht zu Deinem Besten, daß ich mich Deinem Wunsche weigere. Willigte ich in Dein Begehr, es thäte nimmer gut. Nur auf jene Weise können wir vereint sein — sonst nicht. Sänke ich in Deinen Arm; ein Gespenst, Dir innig angeschmiegt, scheuchte mich zurück, und so oft ich die Ebereschen Früchte tragen sehe, würde mein Herz bluten." — Und wer möchte sie zählen, die Tropfen Herzblut, welche bei dieser Erinnerung der tiefen Wunde entträufelten, die Albane geschlossen wähnte? — Doch nur ihre abgehärmte Wange war geröthet, und hellblinkende Tropfen standen in ihren Augen. Sylvius empfand, obwohl durch die Verhärtung des Vorwurfs, etwas vom Zartgefühl dieses Wehes, und wie jene Stunde nimmer ausgelöscht werden könne. — Und während eine unsichtbare Feder in der Canzlei seiner Gedanken diesen Ausspruch unterzeichnete, strebte er mit überredenden Worten noch dagegen an. Er erinnerte seine Frau an Josephine, und wie das Verhältniß des Mädchens sich bei dem Zwiespalt der Eltern nun gestalten solle. —

„Sieh!" antwortete die Gräfin mit nachsinnender Miene, „auch die Mutter muß büßen, was sie gegen ihre Pflicht als Tochter gefehlt. Es ist, als ob das liebe Kind mir nicht angehörte. Nur was man selbst gebildet hat, daran glaubt man ein Recht zu haben. — Josephine scheint sich im Stift sehr glücklich zu fühlen, so könnte sie zunächst unter Deiner Aufsicht dort bleiben. Noch bin ich durch die verhängnißvolle letztere Zeit zu befangen, als daß ich so-

gleich das Beste ausfinden könnte; aber Gott wird Alles zum Guten leiten! —"

„Wenn Du auf diese Weise am Ende bist —" entgegnete Sylvius, so dürfte meines Bleibens in Sanct Capella nicht mehr lange sein, und ich ziehe noch einmal von hinnen. Ruhe zu erwerben, hoffe ich nicht; aber vielleicht eine Ruhestätte. Du erwartest vom Zufall, er solle sich Josephinens annehmen, da Du selbst das natürlichste Glück abweisest?" — Die Gräfin schwieg, und antwortete nur mit einem schmerzlichen Lächeln. Dann sagte sie: „Ich liebe Josephinens Glück mehr als das meine — darin fühle ich mich wenigstens als Mutter."

Ohne daß Beide es merkten, verlängerte sich dies Gespräch bis in den dämmernden Abend hinein. Jetzt stand Sylvius auf. Es war Albanen, als sollte sie ihn halten, so hatten sich während ihres trauten Zusammenseins abgerissene Fäden aus dem Gewebe ehemaliger Beziehungen leise wieder angeknüpft; denn der Geist der Liebe — auch einer abgeschiedenen — webt geschäftig.

„Es wird mir nicht leicht, zu scheiden —" sagte Romana mit einem Ton, der diese Versicherung beglaubigte, „meine Füße sind wie Blei und versagen mir ihren Dienst — und das Herz ist mir noch schwerer. Darf ich Dich wiedersehen, Albane?" Er sah sie dunkeln Blickes an.

Das Auge der Gräfin glänzte, ein Sonnenschein verschwundener Tage war darin; ein Strahl von Freude drang tief in Sylvius Herz. Sie antwortete: „Wenn es Dich trösten mag —, so sollst Du mir willkommen sein." Darauf faßte er ihre zarte Hand, woran kein Trauring blinkte — er ergriff sein einstmaliges Eigenthum so furchtsam, wenn auch innig, wie man die letzte Hoffnung zu fassen wagt, und fühlte einen leisen Druck der seinigen. Dieser

elastische Druck hob mit überirdischer Federkraft den Stein von seinem Herzen, von der Thür der begrabenen Liebe — und ein Engel des Trostes, mit Flügeln, sich zum Himmel seiner Heimath aufzuschwingen, ging daraus hervor.

Der Administrator stand in vollem Anzuge vor dem Spiegel. Er wollte nach Bühle hinüberfahren, und der Gräfin seine Aufwartung machen, deren Schicksal mit dem der Seinen in wundersamer Verbindung zu stehen schien. Vielleicht hätte das Interesse für diese Bekanntschaft ihm dennoch Zeit gegönnt; aber das Verlangen drängte ihn, Josephine wieder zu sehen. Das Zimmer war voll Sonnenglanz — Herr Prälat aber blickte, auf keine Weise verblendet, die schöne männliche Gestalt musternd an, welche auch ein mäßiger Grad von Selbstgefälligkeit tadellos gefunden haben würde. Er schaute vielmehr über aller Welt Eitelkeit hinaus, sich selbst so forschend ins Auge, als sollte ihm in diesem Spiegel der Seele die Wahrheit eine Gestalt gewinnen — und seine Finger knitterten noch an den Fältchen der feinen Halsbinde, während er gleichgültig dazu aussah, und gleichsam unbewußt der verbessernden Mühe, die er sich gab, nur an die Falten seines Herzens dachte. Er stand so ernst dabei wie auf dem Katheder. — Doch plötzlich schien unser Professor der Psychologie sein Studium zu wechseln, daran zu erkennen, daß er die Farbe wechselte, und daß ein so entzücktes Lächeln in seinem Gesicht aufging, als ob er einen Stern aufgehen sähe. Und wirklich war dem so. Die Thür ging auf, und im Hintergrunde des Spiegels — als hätte, der hineinsah, eben eine Frage an den Himmel gerichtet — erschien ein zau-

berhaftes Bild. Vor diesem Glanz jugendlicher Schönheit, erhöht durch einen Schimmer seliger Freude, den die Trauer nur wie ein Wölkchen umdüsterte — verschwand Alles.

„Josephine! mein einzig Mädchen!“ rief der Administrator mit dem hellen Laut wonniger Ueberraschung, „wo kommst Du her? Eben wollte ich nach Bühle.“

Sie lag in seinen umschlingenden Armen, ihr Herz schlug an dem seinen — und onkelhaft dreist küßte er die süßen Lippen. — Dieser Kuß — die glückselige Innigkeit dieses Moments, beraubte das Mädchen der Sprache. „Ach! könnte ich Dir doch nur meine Freude aussagen, daß ich wieder hier bin!“ sagte sie mit einer Stimme, die diesem Wunsche entsprach. „Seit ich wußte, daß Du da bist, Onkelchen, hatte ich keine Ruhe mehr. Ich quälte die Mutter — sie sagte, es schicke sich nicht. Dies Wort wollte mir nicht zu Sinne. Ich bin ja das Kind des Hauses — sagte ich — da mußte sie endlich meinen Bitten nachgeben.“

Herr Prälat lächelte begeistert. „Du Herzenskind!“ sagte er gerührt. „Also hält die Gräfin doch so viel auf Anstand?“ Man glaube nicht, daß in dieser Frage der mindeste Vorwurf für die arme Albane lag. Nein! nur eine leise Verwunderung, daß bei dem einsamsten Unglück noch dieser Sinn für das Schickliche gefunden würde.

„Nun, so ist es mir lieb,“ setzte er schnell hinzu, „daß ich nicht habe zögern wollen, mich ihr vorzustellen. Du siehst, ich bin danach angethan — nur mit der Halsbinde konnte ich wie gewöhnlich nicht zurecht kommen.“

„Das sehe ich!“ sagte Josephine lachend, und schickte sich an, nachzuhelfen. „Es ist nicht allzuschön gerathen. Dieser Zipfel hier, nimm es mir nicht übel! steht so pedantisch aus, wie die Schlafmütze des ehrwürdigen Primarius

in Leidthal. — Ist es denn so schwer, solch ein Knötchen zu knüpfen?"

Aurorens Rosenfinger verbreiteten keine lieblichere Helle, als das Licht, welches dem Administrator während dieser verfänglichen Minute aufging. Sie standen wie ein trautes Ehepaar. Er hatte seine Hände an Josephinens schlanken Leib gelegt, die schwarzen Bänder ihres Hutes bewegten sich unter seinen tiefen Athemzügen — ihr Athem spielte fühlbar wie ein laues Lüftchen, und immer wärmer wurde ihm ums Herz. Er ließ sie zierlich gewähren, und verhielt sich schweigsam und lauschend.

Die magische Schleife war nun geschürzt — legen die Grazien jemals eine Cravatten-Fabrik an, so wird man das Modell dazu finden.

„Auf bindende Künste —" äußerte Herr Prälat etwas gepreßt, „versteht Dein Geschlecht sich schon am besten. Josephine!" er hob das Mädchen zu sich empor, „überhebe mich künftig dieser Mühe — heirathe mich, liebe, theure Seele! —"

„Onkel!" rief Josephine, und machte sich von ihm los. Ihre jungfräuliche Wange glühte zwischen Scham und Zürnen. Sie hielt diese Sprache für einen Scherz.

„Ich bin Dein Onkel nicht!" entgegnete jener heftig, „diesen Titular-Verwandten hat Dir Fabia aufgedrungen, um den Unterschied unserer Jahre durch gehörigen Respect hervorzuheben. Aber Dein Mann kann ich werden, wenn ich Dir anstehe, Du mein Liebstes! — Ich dachte immer, Du wärst mir gut — so könnten wir zusammenbleiben, lebenslang — und Alles bliebe beim Alten."

Da lag das Mädchen an seiner Brust und stammelte: „Wenn es wahr wäre — o Gott im Himmel!"

„Es ist wahr!" wiederholte der Administrator im ge-

fühltesten Entzücken dieser Versicherung, und drückte das holde hingebende Wesen innigst an sich, „ich liebe Dich redlich, Josephine! und will Dein bester Freund auf Erden sein. Doch frage Dein Herz! Ich möchte es nicht räuberisch an mich reißen, aus freier Wahl sollst Du es mir schenken — oder versagen. Wer weiß, ob ich Dir nicht zu ernst bin, zu kränklich — oder was Du sonst an mir etwa auszusetzen hättest. Mir hast Du nur einen Fehler, meine süße Kleine! — Du bist noch sehr jung — aber ich finde Dich gewachsen. —“ Er lächelte wie ein Liebender, indem er den schlanken Wuchs des Mädchens mit einem Blicke maß — „nicht nur wirklich ein Stückchen, seit ich Dich nicht gesehen, sondern überhaupt allen Forderungen und Wünschen an meine künftige Frau völlig gewachsen.“

In reizender Verwirrung antwortete Josephine: „Es mag vielleicht geziemend sein, daß ein Mädchen an sich hält; ich gebe Dir mein Ja ohne Weiteres. Wen könnte ich lieber haben? — Alle meine Wünsche sind erfüllt. In diesem Augenblicke weiß ich es erst ganz, wie unglücklich ich geworden wäre, wenn ich Dich und dieses geliebte Haus hätte auf immer verlassen müssen! Jetzt bin ich Dein! —“ Sie warf sich mit dem Ausdrucke der liebevollsten Hingebung in seine Arme. — Er umfing sie jauchzend, und der Spiegel verdoppelte ein Bündniß, magisch geschlungen, in dem einfachen Glück der Herzenseinigung, dem einzigen, was es auf Erden wie im Himmel giebt. —

Beide hatten in diesen seligen Minuten weder an die Gräfin, noch an Fabia oder Sylvius gedacht, die doch auch ein Wörtchen dazu sagen könnten. Es giebt einen Instinct der Ahnung für unser Geschlecht, welcher uns einem unwillkommnen Vertrauen entrinnen läßt, wenn es unser Herz etwa wie ein Pfeil treffen könnte. — Auch Frau Fabia

entrann auf leiser, aber sicherer Spur dem, was ihr Schwagar ihr zu sagen hatte. Josephine flüchtete mit ihrem Glück in das Betstübchen der Nonne, und legte das Bekenntniß desselben auf diesem jungfräulichen Hausaltare nieder. — Sylvius war nicht daheim. Zeitiger, als es nöthig gewesen, brach Josephine auf, und der Administrator begleitete sie. „Hätte ich doch nicht geglaubt," sagte das Mädchen mit jener Traulichkeit, in welcher auch die schüchternste Verlobte sich dem ausschließendsten Vertrauen annähert, woran der Geliebte ein Recht hat, „daß ich einmal Gott danken würde, von Sanct Capella wegzukommen, und heute ist mir so. Ich konnte kein Auge aufschlagen — Fabia hat mir die heimliche Braut ansehen müssen. Lieber! versäume doch ja nicht, sobald als möglich mit ihr zu sprechen. Ich thue es bei der Mutter, und davor bangt mir weniger."

„Meinst Du," fragte Herr Prälat, „der bürgerliche Eidam werde der Gräfin genehm sein? — wenn diese Hoffnung nur nicht allzukindlich ist, Josephine! —"

Das Mädchen schüttelte den Kopf zu diesem Zweifel und sprach: „Du kennst die Mutter nicht, mein Freund! — Sie ist so gänzlich ohne Anspruch und Eigensucht — Fabia hingegen —" Josephine flüsterte diese Worte, „neigt ein wenig zur Eifersucht, und es ist eine ganz andere Zuversicht, die ich zu jener habe als zu dieser. Ewig werde ich Fabia dankbar sein; denn sie hat mich treu erzogen, und ohne sie wäre ich nimmer nach Sanct Capella gekommen; aber das Blut aus meinen Adern wollte ich verströmen, daß ich die theure Albane nur einmal lächeln sähe."

Der Administrator entdeckte noch an demselben Abend auf einem einsamen Spaziergange dem Freunde sein Herz. Sylvius nannte sich seinen größten Schuldner, und gab ihm damit das gelegene Wort zur Hand.

„Wir könnten sehr bald mehr als quitt werden —“ gab ihm jener zur Antwort, „Du nahmst mir einmal die Braut — gieb mir Deine Tochter zur Frau, so bin ich nicht mehr Dein Gläubiger, sondern schulde Dir zwiefach.“

„Wenn dies Dein Ernst ist —“ entgegnete Herr de Romana, „so nimmst Du einen Kummer von meinem Herzen, und Niemand kann bei diesem Wunsche des Deinigen froher betheiligt sein, als ich. Es ist mir eine Sorge gewesen, das Mädchen werde die Jugend hinkümmern bei der traurigen Mutter, und mit all seiner Liebenswürdigkeit der Bestimmung des Geschlechts verloren gehen. Was wird aber Albane dazu sagen? Und bist Du Josephinens Neigung auch gewiß?“

„Ich denke doch!“ antwortete der Bräutigam lächelnd, „so gewiß man irgend einer weiblichen Neigung sein kann. —“ Ein leiser Seufzer verwebte sich dieser bedingten Voraussetzung.

„Auch hoffe ich,“ setzte er hinzu, „das Kloster werde mich schützen, das Invalidencorps — und endlich die fromme Veronica. Wisse! ein Engel der Treue wohnt in der Nonne, und wird, wenn diese seine kleine Herberge einst zusammenbricht, den Ort nicht verlassen, den er so lange heimlich gesegnet. — Sieh, Freund! ich habe Zeit gehabt, reiflich darüber nachzudenken, welche Eigenschaften der Frau einen Mann vor allen glücklich machen können, und da ist denn bei meinem Denken und Sinnen nur jener Satz herausgekommen, den ich mir gemerkt, daß sich auf der Erde in jedem Beisammenleben der Kopf erschöpft, Witz und Phantasie und Verstand, nur aber nie ein gutes Herz, das eine ewige Quelle ist.“

Romana schwieg, und sein Freund fuhr nach einer Weile fort: „Aus welchen wunderbaren Stoffen besteht eine

einzige Mischung, die wir Liebe nennen! Glaubst Du wohl, Sylvius, daß jene sympathetische Regungen der Freundschaft für Dich, nur zarter — mich zuerst an das Mädchen knüpften? Die magnetische Kette der Gefühle, wie weit auch angelegt, läßt uns empfinden, wo unser Herz stark berührt war. Was mich ferner mit zärtlicher Innigkeit für das Mädchen erfüllt, ist nicht die holde Bildung allein, sondern auch der Einfluß ihrer Bildnerinnen. Darunter dürfte Fabia's der bedeutendste gewesen sein, und Fabia ist mir doch sehr achtungswerth."

„Und das mit Recht —" erwiederte Sylvius. „Sie gehört meines Erachtens zu den unerkannten Größen. Ihr Charakter, nur etwas zu schroff für eine Frau, ist ein Fels für das Vertrauen. Ich schätze Fabia sehr hoch."

Der folgende Morgen war schon weit vorgerückt, ohne daß Herr Prälat einen Augenblick hätte finden können, in welchem seine Schwägerin zu sprechen wäre. Frau Fabia schien von kleinen geschäftigen Sorgen umringt, so daß sein Vertrauen nicht Raum gewann; eine finstere Zerstreuung in ihrer Miene ließ ihn den heitern Muth nicht sammeln, mit ihr über eine Sache zu reden, die ihm mehr am Herzen lag, als was zu Nutz und Frommen seiner Häuslichkeit geschehen möchte. Ihr Blick sogar war vermeidend — und wich ihm aus. Endlich haschte er den günstigen Moment und sprach: „Gönne mir ein paar Minuten, Fabia! ich habe Dir etwas Dringendes zu sagen."

Fabia machte ihre Hand, welche er sanft gefaßt hatte, leise los, setzte sich nieder, jedoch mit jener Art, die es deutlich macht, daß man sich nur auf flüchtiges Verweilen einlassen könne und wolle, und sagte: „Nun, so lasse doch hören, wie dringend das sei, was ich vernehmen soll."

Der Administrator war um seine Fassung zu dem Vor-

trage, er wußte nicht wie? — Er antwortete mit merklicher Verlegenheit: „Deine Stimmung, Fabia, ist meinem Wunsch nicht freundlich, und wirkt auf mich zurück. Ich wollte Dir eben eröffnen, daß ich — daß Josephine —“ Fabia lächelte, ihre Gesichtsfarbe war bläßer als gewöhnlich. Sie sprach: „Das käme zu spät, Freund — die Gräfin hat mir diesen Morgen geschrieben, daß Du ihrer Tochter den Antrag zur Heirath gemacht. Sie giebt Dir ihre Einwilligung; ich aber habe nichts zu geben, als den Wunsch, daß der Herr Alles wohl gelingen lasse!“ Und während Fabia diese Worte sagte, zerrann ihre Stimme und das Lächeln ihres Mundes in Wehmuth, in Wermuth — und ihr Schwager, erstaunt über die Taubenpost der weiblichen Mittheilung, fühlte eine heißes bitteres Aufwallen in seinem Herzen, über das er nicht ganz klar werden konnte. Er nahm noch einmal ihre Hand in die seinige und sagte mit ergreifenderem Ton: „Fabia, es scheint, Du zürnest mir. Glaube nicht, daß ich Dir zurückhaltend eine Absicht verschwiegen — ich bin mir keiner bewußt gewesen. Der Gedanke war nur ein Blitz, in welchem mir einleuchtete, Josephine werde als mein Weib mich glücklich machen. Und wenn diese Hoffnung wirklich wird, w e m werde ich es verdanken als Dir? Du hast das Mädchen erzogen. Dein frommer, fester Geist wird fortwirken zu meinem Glück. Ich denke, wir wollen freundlich zusammenleben — nicht? —“

Fabia sah ihn verdunkelten Auges an. „Nein, Bruder!“ antwortete sie mit jener Besänftigung und Ruhe, die nur der Selbstgewißheit angehört, „das würde nimmer gut thun. Das taugt nichts — würde der Major sagen —“ Fabia lächelte bei diesen Worten noch einmal, und zwar sehr schmerzlich. „Darum entlasse mich, Lieber! ich lasse Dir dafür meinen besten Segen. — Jenes Geheimniß, das

mich unter Deinen Schutz stellte, ist gelöst — Was sollte Dich hinfort noch an mich binden? — Dein Herz hat an einer Pflicht genug, und diese umfaßt der Trauring. Ich werde mit der Gräfin ziehen. Die arme Albane wäre ja sonst ganz verlassen, und es ist billig, daß ein treues Gemüth ihr vergelte, was sie an dem Vater gethan. Der Herr hat den Willen dazu mir in den Sinn gegeben."

Der Administrator stand stumm und sah zu Boden.

Fabia fuhr nach einer kleinen Pause mit steigender Bewegung fort: „Wir wollen nach Bonna. Dort hat die Gräfin einen Wittwensitz, den sie schwerlich tauschen möchte um einen Thron, das Vaterhaus ihres Gemahls, Heiland genannt. Dort ist mein Platz. Hier würde ich überflüssig sein, das macht alt vor der Zeit. Die Heimath aber giebt auch in späten Tagen einen Theil der Jugend zurück. Ich werde die Wohnung meiner guten Eltern wiedersehen und jener harmlosen Zeit gedenken, wo ich darin glücklich war. Ich werde in der Nähe ihrer Gräber leben — und den Garten des südlichen Daches pflegen, den der selige Oberförster Romana angelegt — die Sonne mag jetzt wohl eine Wüste darauf bescheinen. — Ich bin alsdann — Du weißt es — an geeigneter Stelle, und gleichsam wie auf meines Zions Zinnen."

„Fabia!" antwortete ihr Schwager von einer seltsamen Rührung bewältiget, „besinne Dich anders — bleibe bei mir! es wird sich für die Gräfin ein Ausweg treffen lassen. Du bist mir nothwendig geworden, Du gehörst zu meinem Glück. Auch ist Josephine noch so jung und unerfahren, als daß sie Deines Rathes nicht wohl entbehren könnte."

„Sie hat Dich!" entgegnete Fabia mit einem Nachdruck, der alles Weitere hob, „und also den Rath und den Hel-

fer dazu. Und was wirthschaftliche Leistungen anbelangt, darauf legst Du ja wenig."

Auch Fabia, meine Leserinnen, war eine Frau, und nur ein weiblicher Engel würde es verschmäht haben, ein verkanntes Verdienst geltend zu machen. Es ist eine göttliche Sphäre, allwo der Ruhm verschwindet, den wir vor den Menschen haben und vor uns selbst. Wir aber leben auf der mängelvollen Erde, niedergehalten von dem Bedürfniß menschlicher Schwachheit. Das alte Lied des Lebens singt uns in getragenen Tönen ein. Es war nur ein Aufschwung unterdrückten Gefühls, in welchem Fabia sich im Geist ihrer Sinnesweise zu erheben glaubte.

Der Administrator dachte beklommen dem Entschluß seiner Schwägerin nach, denn es fiel ihm in Wahrheit schwer, sie künftig zu vermissen. Seine brüderliche Freundschaft für die getreue Fabia ließ ihn nicht ergründen, aus welchen Ursachen sie so fest auf dem Abschied beharre.

Es giebt nur einen Dietrich, dem kein Aufschluß widersteht, der sich ohne Schwierigkeit in den Besitz der geheimsten Gedanken setzt. — Die Geheimnisse der Seele liegen unter magischem Schutz, und nur durch ihn selbst können sie beschworen werden. —

Freilich sah Herr Prälat ein, daß Fabia, im Ganzen genommen, Recht hätte, daß ihre häusliche Unfehlbarkeit Josephinens schüchternen Versuchen, als Hausfrau für sich allein zu stehen, hinderlich sein würde; daß die Gräfin Jemandes bedürfe, der mit zarter achtsamer Sorge um sie sei — und wie es in der religiösen Bußfertigkeit von Fabia's Charakter liege, sich selbst zur Sühne zu geben für das Unrecht, was dieser geschehen; — aber dennoch gestaltete sich dies Verhältniß nicht nach seinem Wunsch und es

war ein Zwiespalt in seinem Herzen, als ob eine Flamme sich trenne. —

Frau Fabia nahm sich zusammen, auf daß sie ein achtungsvolles Gedenken mit hinwegnähme. Sie ordnete alles mit Umsicht und stimmte nicht dafür, daß die Hochzeit weithin aufgeschoben würde. — Aus der Ferne kamen Briefe, welche den Zeitpunct von Theresens zweiter Verbindung um nicht viel später anberaumten. Dann wollten die Neuvermählten im Herbst zum Besuch nach Sanct Capella kommen. Major Feldmeister verjüngte sich vor Vergnügen. Er hätte sich beinahe von seinem Sprichwort entwöhnt, denn fand er gut, wie das Schicksal seiner Freunde sich gewendet hatte, und — Alles taugte ihm. —

Hauptmann Moorhausen sprach von einem Urlaub über Winter. Vielleicht wollte er im gigantischen Eise seines Gutes die Schamröthe abkühlen, womit er der Ehewerbung gedachte, und in diesem zersprungenen Weltspiegel nur ein Bild schauen, wie der Krystallpalast seines Wunsches, aus dem Frost des Alters erbaut, zu Wasser geworden wäre. —

Den Tag vor der Hochzeit brachte Fabia ihr Haushaltungsbuch ihrem Schwager, ihm Rechnung abzulegen; zu gleicher Zeit entledigte sie sich des Amtes der Schlüssel. Die Redlichkeit, womit sie beides geführt, gab diesem kleinen Act etwas Feierliches.

„Fabia!“ sagte der Administrator gerührt, „wollte Gott! mein Facit wäre einst dem Deinen gleich, und wir Alle könnten in der Rechnung bestehen, wie Du! — Wie treu hat Deine liebe Hand auf meinen Nutzen gesehen! Der Himmel möge Dich dafür belohnen!“ Er küßte die nützliche Rechte mit einer größeren Wärme als der Dankbarkeit — und diese zuverlässige Hand zitterte ein wenig. —

Am Morgen der Trauung — Josephine war nur wenige

Bayerische Staatsbibliothek München

Tage vorher von Bühle nach dem Stift zurückgekehrt — brachte Schwester Veronica ihrem Liebling den Brautkranz. Sie waren allein. Mit zitternder Stimme sagte sie: „Josephine! mein theures Kind! hier bringe ich Dir den Kranz, von meinen Händen sollst du ihn empfangen.“ Das zarteste jungfräuliche Bewußtsein lag in diesen Worten. „Und indem ich Dir ihn aufsetze —“ die Nonne that es mit leisem Beben, „ist es mir, als würde mein liebes Kloster mir wieder eingesetzt. Liebe und Treue sind doch Altäre, die der Himmel aufrecht hält! — Als ich im Frühling die Zweiglein von der Myrte schnitt zu dem Todtenkränzchen für die kleine Julie, und Perlen dazu fädelte, wenn mir das der Baum damals gesagt hätte! — Auch in diesen habe ich Perlen geflochten, Freudenperlen! Segensthränen! Trage ihn zu lebenslänglichem Glück! Die Krone der Unschuld, die Dir Dein Engel reicht, die trägst Du ewig! — Heute fühle ich wieder, wie groß Gott ist! wie gut! — Ich bin Jungfrau und Dein bräutlicher Anblick läßt mich das Entzücken einer Mutter empfinden. Ich werde nun nicht einsam sterben; Du, geliebtes Kind, wirst mir meine Augen schließen — und dann den Ring erben.“

Josephine umschlang die Nonne und drückte schon jetzt sanft küssend die weinenden zu, das heilige Vermächtniß zu besiegeln. Sie war eine Erbin dieses Herzens und seines Friedens.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hanke, Henriette,

Sämmtliche Schriften von Henriette Hanke

Bd.: 55

Hannover 1843
P.o.germ. 571 s-48/55
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11014592-8